GA 14. 1838

I.

Sterbend schuf Grabbe der deutschen Nation die „Hermannsschlacht". Dieß Vermächtniß ist ein Mahnbrief an die Zeitgenossen, daß sie dem Todten gewähren mögen, was der Lebende entbehren mußte, — nicht den Lorbeer (den gab ihm die Gattin in's Grab mit), sondern Gerechtigkeit! Denn selten hat wohl ein deutscher Dichter erduldet, was Grabbe, — hauptsächlich in seinen letzten Lebensjahren, — erdulden mußte: die Verfolgung des Gerüchtes. Selbst über seinem Grabe schwärmt es bis heute noch, den süßen, heiligen Schlummer ihm mißgönnend.

Es ist Zeit, daß die Hüllen fallen, in welche dieser eigenthümliche Charakter sich vor den Blicken seiner Zeitgenossen, ja sogar seiner vertrauteren Freunde, verborgen hatte. Seine Entwicklung von der Wiege bis zum Grabe soll hier in einfachen Umrissen aufgezeichnet werden, keine Schwäche, kein Flecken bleibe verdeckt; denn die höchste Pietät gegen Todte, wie gegen Lebende, ist die Wahrheit.

Und so wird man ein Leben, das blos ein Kämpfen und Ringen war, sich abrollen sehen, ein Leben voll Leidenschaft und Mißverständniß, das Leben eines

unglücklich Glücklichen, dem die Verhältnisse, in welchen er sich bewegte, zu klein, zu eng, zu kümmerlich waren, der verzweiflungsvoll an diesen eisernen Stäben rüttelte, und dem erst im Tode der Schmerz des Daseins in Erkenntniß und Liebe versöhnend sich auflöste.

GA 14. 1838

II.

Dietrich Christian Grabbe erblickte am 11. Dezember 1801 zu Detmold das Licht der Welt, und empfing am 26. desselben Monats die Taufe nach lutherischem Ritus.*)

Sein Vater, Heinrich Adolph Grabbe, war Zuchthaus- und Leihbank-Verwalter, ein stiller Ehrenmann, der keine Mühe noch Plage scheute, sein kärgliches Jahrgehalt von vierhundert Thalern durch Verdienst bei anderen Geschäften, zu denen man ihn, seiner bekannten Brauchbarkeit und bewährten Redlichkeit wegen, heranzog, wie namentlich zum Abhalten von Versteigerungen, zum Erheben von Steuern und dergl., zu vermehren.

Grabbe's Mutter lebt noch. An ihrer Brust begann sein Unglück. In jenem zarten Alter, da der Vater dem Kinde noch nichts sein kann, die Mutter ihm Alles sein muß, — fand er am Herzen der Mutter kein Weichthum, keinen Schutz, fand er darin fast sein Verderben. Die Combinationen seiner frühesten

*) Nach kirchlichem Zeugnisse. — Das Gerücht: Grabbe sei der natürliche Sohn eines heldenmüthig früh gefallenen deutschen Fürsten gewesen, ist völlig grundlos.

Kindheit hatten etwas Dämonisches, dessen Einfluß, wiewohl durch Erziehung und Bildung geschwächt, und wie es schien, verwischt, doch in der Folge mit einemmale gebieterisch wieder zum Vorschein kam, und sich als feindseliges, vernichtendes Element geltend machte. Denkt euch eine weibliche Natur, in welcher jede geistige Regung unter der starren, schmutzigen Rinde des Sinnenlebens erstickt bleibt, in welcher die Wahrheit nie zum Durchbruch gelangt, in welcher — statt des Bewußtseins — nur der Instinkt, mit welcher — statt des Willens — nur dies oder jenes bizarre Verlangen, wie sinnliche Anregung eines gebar, schaltet und waltet, — eine solche bösartige, halbverrückte Natur, und — in eines solchen Wesens Schutz gegeben denkt Euch ein Kind, das jeden Anblick, jedes Wort, jede Vorstellung, wie Muttermilch einsaugt, dem die Mutter das lebendige Evangelium, dem die erste und letzte, die heiligste Liebe, die es noch nicht zu fassen und später nie zu erwiedern und zu vergelten vermag, das Organ sein soll, durch welches es das ganze Geheimniß seines Lebens wie einen Traum übersieht, auf den es vielleicht erst auf dem Sterbebette sich wieder besinnt. Von allem diesem fand das Kind Grabbe das Gegentheil. Denkt Euch eine Mutter, die ihrem Kinde von dessen viertem Lebensjahre an täglich betäubende geistige Getränke darbietet, und ihm des Nachts beim Schlafengehen solche vor das Bette setzt. Im tiefsten Schmerze erzählt Grabbe

GA 14. 1838

dies von der seinigen. Mag es grausam scheinen, daß ich diesen Schleier lüfte; die Grausamkeit dieses ersten Schicksals, welches Grabbe traf, ist größer; sie darf nicht verhüllt bleiben, wenn ich meine Pflicht gegen den Todten und die Zeitgenossen erfüllen soll.

III.

Das Kind wuchs heran und entwickelte herrliche Anlagen, welche dem Gifte, mit dem die Mutter es aufgesäugt hatte, Trotz boten. Daß aber Grabbe dem geistigen und physischen Verderben noch zu rechter Zeit entrissen, daß sein Geist, der nur auf die Anregung wartete, vom Untergange gerettet wurde, verdankte er einem edlen Manne.

Grabbe's Vater stand nämlich als Subaltern in täglichem Geschäftsverkehr mit dem Archivrath Clostermeier, einem Gelehrten, unter dessen Verdiensten um die deutsche Literatur, sein durch mehre gehaltvolle Werke errungenes directes um vaterländische Geschichte, mit jenem indirekten wetteifert, welches er sich durch liebevolle geistige Pflege des jungen Grabbe um die deutsche Poesie erwarb. Die ausgezeichneten Fähigkeiten des Knaben hatten, seit sie sich bei den ersten kleinen Anlässen gezeigt, schon längere Zeit hindurch die Aufmerksamkeit Clostermeiers gefesselt, und als der wackere Mann sich überzeugt zu haben glaubte, daß seine Beobachtung ihn nicht getäuscht, beschloß er, selbst Hand ans Werk zu legen, und schenkte von nun an dem jungen Grabbe eine sorg-

GA 14. 1838

fältige, wahrhaft väterliche Theilnahme. Er befriedigte die rastlose Wißbegierde des Knaben, indem er ihn mit den zu dessen Belehrung nöthigen Büchern reichlich versah, er verschaffte ihm gedeihlichen Privatunterricht, munterte ihn auf, gab ihm Rath, wies ihm die rechten Wege, und übte so auf dessen Erziehung, auf die Entwicklung seiner Geisteskräfte, auf die Ausbildung der fruchtbaren Keime, die in dem Knaben lagen, einen wahrhaft segensreichen Einfluß, welchen der Vater mit frohem Behagen gestattete, während die Mutter in unseliger Verblendung und mit unvernünftigem Eigensinn sich der Ausbildung ihres Sohnes widersetzte.

Der junge Grabbe befand sich in einer sonderbaren Stellung zwischen diesen beiden verschiedenartigen Gewalten, deren Einflüsse er in sich aufnahm. Hier der wohlwollende väterliche Freund, dessen geistige Autorität und moralischer Ernst ebenso Achtung geboten, als dessen Sympathie mit den Lieblingsneigungen des Knaben das Herz des letzteren gewinnen mußte; — dort eine Mutter, deren bizarrer Starrsinn in des Sohnes Blut übergegangen war, und nur gedämpft und niedergehalten wurde durch das sorgfältig gepflegte Streben seines Geistes nach dem Edlen und Geistigen; während einerseits der tägliche Eindruck des sonderbaren Wesens der Mutter in dem Knaben den angeborenen Trotz unmerklich stählte, schüchterten anderseits ihre täglich neu empfundene

Härte und Rohheit ihn bis zur Blödigkeit ein, und bestimmten ihn, alle Gedanken und Empfindungen, die ihm heilig waren, fest in sich zu verschließen, und sie lieber ganz zu verläugnen, als Gefahr zu laufen, sie roh verspottet zu sehen. Diese Verläugnung wurde ihm zur andern Natur; denn nichts schien ihm unerträglicher, als sich lächerlich zu machen; er dachte nicht daran, daß gerade seine Menschenscheu ihn lächerlich mache. Jener Trotz und diese Blödigkeit verwuchsen allmählich in ihm auf die merkwürdigste Weise. Er war zu nichts zu bringen, wozu er nicht in sich selbst den Antrieb gefunden, wenn er auch gleich zur Stelle oder nachträglich sich überzeugte, daß es zu seinem Nutzen sei. In späteren Jahren gestand er selbst, nicht ohne sich darauf etwas zu Gute zu thun, daß er allen Ermahnungen und Vorschlägen zu seinem Besten in der Regel eine „riesenhafte" Widerspenstigkeit entgegengesetzt. Dieser Eigensinn war so groß, daß er nicht einmal mit sich sprechen ließ, und, sobald er merkte, daß man in solcher Absicht in sein Zimmer kam, fortlief und sich versteckte. Außer seinen Eltern, Lehrern und Mitschülern grüßte und sprach er niemand; und wenn ihm bekannte Personen — ja sein Vater selbst — auf der Straße begegneten, kehrte er lieber um, oder machte Umwege, um Gruß und Rede zu vermeiden. Selbst, als er älter geworden, war er nicht dahin zu bringen, im Tanzen, im Zeichnen und in der Musik Unterricht zu

GA 14. 1838

nehmen. So wie sein Stolz und sein Eigensinn, eben so ist ihm von der Kindheit her sein ganzes Leben hindurch auch eine gewisse Aengstlichkeit im Benehmen geblieben, welche fast an Unbeholfenheit grenzte, und seine Erscheinung in dem Hoch-Relief der Convenienz stets in den Hintergrund drückte. Nicht minder ist ihm die peinliche Angst geblieben, wenn er sein Herz aufschließen, sich wie er wirklich war, zeigen, und die Wahrheit aussprechen sollte. Meist sprach er das Gegentheil von dem, was er dachte; die Wahrheit war ihm nur durch anhaltenden, hartnäckigen Widerspruch zu entlocken; war's aber dahin gekommen, dann gestand er nach langem Kampfe mit sich selbst endlich mit Wehmuth das ein, was er unzähligemale abgeläugnet und abgeschworen hatte. Auch seine heiligsten Gefühle verbarg er in solcher unseliger Furcht, sich lächerlich zu machen, oder derselben sich vor der Welt schämen zu müssen, unter phantastischen Masken, welche grade das Gegentheil, und zwar in solcher Verzerrung und Häßlichkeit verkündigten, daß jeder, dem er sich so zeigte, getäuscht werden mußte.

So groß der Eigensinn des Knaben, so musterhaft war hingegen sein Fleiß, er lebte nur um zu lernen. In seinem neunten Jahr war er in das Gymnasium seiner Vaterstadt eingetreten; seine noch lebenden Lehrer bezeugten jederzeit, daß der junge Grabbe von keinem seiner Mitschüler an Aufmerk-

samkeit, Lernbegierde, Fleiß, Folgsamkeit und Sittlichkeit übertroffen worden sei; der damalige (jetzt verstorbene) Rektor Köler nannte ihn bei jeder Gelegenheit einen der besten, wo nicht den besten Schüler, den er je gehabt.

Sein Gönner Clostermeier, der ihn fast täglich im väterlichen Hause beobachtete, und sich im Stillen an den Fortschritten des Knaben erfreute, übersah jedoch dessen Bizarrerien keineswegs; er unterschied mit richtigem Blicke die beiden Naturen, die schon in dem Knaben sich schroff gegenübertraten und fürchtete für dessen Zukunft, wenn nicht schon bei Zeiten dessen eigene moralische Kraft das fremdartige, feindselige Element bezwingen lerne. Er kannte den Stolz des Knaben, an diesem Stolz mußte er ihn fassen. Als Grabbe's Vater den Archivrath Clostermeier eines Tages in Abwesenheit des Knaben an dessen Schreibtisch geführt, und ihm dessen musterhaft vollendete Schularbeiten gezeigt hatte, schrieb Clostermeier auf ein Blatt Papier den warnenden Spruch:

In literis qui proficit,
In moribus sed deficit,
Plus deficit quam proficit
Et in fine nil fit.

Der Eindruck, welchen diese wie zufällig hingelegten vier Zeilen auf den jungen Grabbe machten, war tief und bleibend; noch im Mannesalter erinnerte sich Grabbe dessen. Er dünkte sich plötzlich wie vom Schlafe erwacht und setzte nun seinen Stolz

GA 14. 1838

drein, die von dem verehrten Manne schonend aber energisch angedeutete Makel zu tilgen, und zu zeigen, was fester Wille vermöge. Mit einem Ernst, der an Knaben selten ist, und mit unermüdlicher Wachsamkeit kämpfte er gegen seine Bizarrerien an. Und in der That gelang es ihm, wenigstens seine Blödigkeit in soweit zu überwinden, daß er bei dem nächsten öffentlichen Schuleramen im mündlichen Vortrag alle seine Mitschüler an Unbefangenheit übertraf. In seinem 16. Jahr erregte er bei der Redeübung, welche zu Michaelis 1817 an dem Gymnasium statt fand, durch seine Declamation eines Bruchstücks aus Schillers „Lied von der Glocke" allgemeine Aufmerksamkeit, jedermann war von der Anmuth seines gesunden, jugendlich vollkräftigen Organs, von der trefflichen Recitation, besonders aber von der Glut des Gefühls überrascht, die der bizarre Jüngling so lange im tiefsten Grunde seiner Brust verschlossen gehalten, und die nun mit einemmale von der Dichtkunst heiligem Zauber hervorgelockt, mit Macht hervorbrach. Bei gleicher Veranlassung sprach er 1818 und 1819 die „Klage des Ceres" und die „Cassandra".

Durch jene Anregung seiner Willenskraft kam sein dichterischer Drang, genährt vom Mark des Aristophanes und Shakspeare*) ihm zum Bewußt-

*) Byron's Dichtungen lernte er später kennen; sie machten einen ebenso bleibenden Eindruck auf ihn, wie die des Aristophanes und Shakspeare.

sein; bei der durch jenen Kampf gesteigerten Seelenthätigkeit empfing sein Fond mit einemmale Gestalt und Athem. Die Psyche, die lang in einem dunklen Stollen eingeschlossen gewesen, regte die Flügel und jauchzte, taumelnd vom Genuß des Lichtes. Die Kindheit lag, wie die Exuvien eines abgeschlossenen Lebens tief unter ihm; seine Schöpferkraft tobte, wie ein entfesselter Löwe, der vor Freiheitslust brüllt, und die Mähnen schüttelt, unbändig, seinen Weg mit Blut zeichnend, ohne Bahn und Ziel im Reiche der Lebendigen umher. Es war in seinem sechszehnten Jahre. In seinem neunzehnten begann er den Gothland. Leider ist von seinen ersten dichterischen Versuchen, die im Laufe von drei Jahren dem Gothland vorangingen, keine Spur mehr vorhanden; seine Mutter hatte, als Grabbe zur Universität abging, dessen sämmtliche Papiere, ohne daß der Vater darum wußte, in einen Kramladen gegeben. Nur aus dem Krater des Gothland läßt sich auf die dieser Tragödie vorangegangenen Eruptionen schließen. Seine schöpferische Kraft war zu stolz, auf einer bereits ausgemauerten, durch Wind und Wetter verwitterten Basis weiterzubauen; sie zerstörte, um nur vorerst ein Terrain zu gewinnen.*) Das Objectivste an dem

*) .... Aus Nichts schafft Gott, wir schaffen aus Ruinen. Erst zu Stücken müssen wir uns schlagen, eh' wir wissen, was wir sind und was wir können. — — —
(Faust und Don Juan. S. 37.)

GA 14. 1838

ersten Werke Grabbe's ist der Durchbruchsprozeß seiner Subjektivität, den er mit Schiller theilte. Wie Schiller in den Räubern (nach seiner eigenen vertraulichen Aeußerung an einen Freund) nicht blos ein Buch schreiben, sondern den ganzen Sauerteig socialer Zustände zur Gährungskrisis treiben wollte, und durch diesen Abschluß mit der Vergangenheit seine eigene Fermentation vollenden mußte, so Grabbe im Gothland. Der Gothland war noch mehr als die Opposition des Genius, war noch mehr als ein Kampf für die unverjährbare Legitimität der Natur, — er war ein Lebenswendepunkt im Charakter des Dichters; alle Kämpfe, die in dessen Inneren bis dahin stattgefunden, sein ganzer Dualismus, die Entwicklung seiner Willenskraft und deren Sieg sind im Gothland stereotypirt. — Das erste Werk eines Genius ist nie eine Studie, sondern der ganze bisherige Mensch, der aus sich selber heraus und sich selber gegenüber treten muß.

Ein Zug aus Grabbe's Jugend darf hier nicht unerwähnt bleiben; er beweist, wie in seinem siebenzehnten Jahre moralische Willenskraft und Eigensinn in ihm sich wechselseits durchdrangen. Gegen das Ende des Jahres 1818 ließ der jetzt verstorbene General-Superintendent Werth Grabbe zu sich kommen, gab ihm seine Freude über dessen Fortschritte in den Wissenschaften zu erkennen, und nahm von dem überraschenden Rednertalente des Jünglings, wovon er

sich zu wiederholtenmalen überzeugt hatte, Anlaß, ihm bei dessen Standeswahl, von der Jurisprudenz, für welche Grabbe sich bestimmt hatte, wohlwollend abzurathen, und ihm dafür dringend die theologische Laufbahn zu empfehlen. Er bat ihn, zu diesem Ende von der lutherischen Confession zu der calvinisch-reformirten überzutreten, und gab ihm für diesen Fall die feste Zusage, daß er ihm nach Vollendung der theologischen Studien sogleich eine amtliche Stellung verschaffen und in der Folge, — sobald Todesfälle es möglich machen würden, ihn zu den ersten Predigerstellen befördern wolle. Gewiß war es nicht zelotische Proselytenmacherei, sondern reines Wohlwollen für Grabbe, was den General Superintendenten zu dieser Aufforderung bewog. Der siebzehnjährige Grabbe erklärte jedoch, dankend, ohne seine gewohnte Scheu, mit männlicher Entschiedenheit, daß ihm der Uebertritt unmöglich sei, und daß der theologischen Laufbahn seine ganze Wesenheit widerstrebe. Mehr als jeder andere Grund scheint ihn zu dieser Erklärung der Gedanke bestimmt zu haben, daß ihm, der bereits seinen Vorsatz, sich der Jurisprudenz zu widmen, ausgesprochen hatte, die Annahme des wohlgemeinten Vorschlages als Schwäche und Wankelmüthigkeit ausgelegt werden könne. Auch wollte er, — das war ein Hauptzug seines Wesens, — sich nie zu etwas von einem Dritten bestimmen lassen; er griff stets lieber freiwillig nach

GA 14. 1838

dem Mißgeschick, als daß er das Glück blos als Geschenk angenommen hätte.

Zu Ostern 1820 packte der neunzehnjährige Grabbe die Bruchstücke seines Gothland zusammen, verließ seine Vaterstadt und wanderte nach Leipzig, um auf der dortigen Universität seine Fachstudien zu beginnen. Er hatte den Entschluß, sich der juristischen Laufbahn zu widmen, einmal auf's Bestimmteste ausgesprochen; mit vollem Eifer führte er denselben jetzt aus, doch war es nicht die Absicht, Advokat zu werden, was ihm als Lebensziel vorschwebte; und so trieb er seine juridischen Studien auch nicht in solchem beschränkten Sinne; hauptsächlich die historisch-theoretische Seite der Rechtsgelehrsamkeit hatte für ihn ein überwiegendes Interesse; er erkannte die Nothwendigkeit dieser juristischen Basis für eine umfassendere historisch-literarische Bildung, für welche er schon auf dem Gymnasium, — besonders durch Clostermeiers geistigen Einfluß und Unterstützung, eine Menge Bausteine gesammelt hatte. Mit großem Nutzen hörte er nun in Leipzig die Vorlesungen des alten Professors Müller über alt- und neu-deutsches, lausitzisches und sächsisches Lehn- und Staatsrecht, in welchen durch natürliche Verbindung ein ganzer diplomatisch-politischer Cursus vorkam, so wie besonders ein fortwährender Bezug auf die alten Manuscripte zu Halle, Leipzig und Görlitz. Bei den Professoren Pölitz, Kruse, Beck, Böttiger, Wieland und Wilkens hörte

er Geschichts-Collegien. Die persönliche Bekanntschaft mit Wendt, der über den Universitäts Bücher- und Handschriften-Schatz gesetzt war, und mit dem Bürgermeister Hofrath Blümner, der über die Rathsbibliothek zu gebieten hatte, bot ihm willkommene Gelegenheit, seine historischen Kenntnisse zu arrondiren.

So heiß sein Geist nach Wissenschaft dürstete, sein heißes Blut lechzte nach Genuß. Ein seltenes Schauspiel: Fleiß und Orgiasmus; keiner von beiden schloß den andern aus. In beiden minirte das Genie nach irgend einem Wege, sich zu manifestiren. Ob die Freiheit der Kunst sich dem Joch des Berufes bequemen werde? Grabbe besorgte das Gegentheil. Es kam ihm die Idee, Schauspieler zu werden. Der treffliche Wendt, zu dem er Vertrauen hatte, brachte ihn von dieser unglücklichen Einbildung wieder ab.

Sein Genie schlug bald wieder in die rechte Bahn. Er vollendete den Gothland, der von seinem riesenhaften Kampfe mit sich selbst in jener Epoche Zeugniß ablegt; er vollendete ihn, und zwar, wie er selbst mich versicherte, von den Schmerzen einer fürchterlichen Krankheit gepeinigt, in geistigem und körperlichem Krampf.

Von Leipzig begab er sich zu Ostern 1822 nach Berlin, um auf der dortigen Universität, wo besonders unter Sanigny die historische Schule der Rechtswissenschaft vorherrschte, seine juristischen und historischen Studien fortzusetzen. Er fühlte sich groß und

GA 14. 1838

stark in einer Atmosphäre, in welcher alle Emanationen deutschen Geistes zusammenströmen. Von den Bekanntschaften mit Dichtern und Gelehrten, die er daselbst gemacht, äußerte wohl die des Herrn von Raumer, zu welchem ihn die Sympathie für die Historie am ersten und am stärksten hinzog, den er jedoch später desavouirte, den nachhaltigsten Einfluß. Außerdem lernte er in Berlin Heine, Köchy, Jusdorf, v. Borch und von Uechtritz kennen; ich glaube nicht, noch erfuhr ich je von Grabbe, daß diese Beziehungen zu engen freundschaftlichen Verhältnissen geworden seien. Das einzige weiß ich, daß, als Grabbe zwölf Jahre später nach Düsseldorf zog, wo Uechtritz noch jetzt lebt, die frühere Bekanntschaft mit diesem sich nicht erneuerte.

In Berlin, wo er Shakspeares Dramen auf der Bühne genoß, erwachte die Lust, Schauspieler zu werden, aufs neue in ihm, wohl weniger, um sich, wie anderwärts versichert wurde, eine Stellung zu verschaffen,*) als weil sein dramatisches Genie ihn drängte, irgendwie und auf jede Weise sich zu gestal-

*) Er soll sich damals an den Kronprinzen von Preußen gewendet und diesem ein Schreiben überschickt haben, worin er sich äußerte, daß er sich zum Schauspieler berufen fühle, aber nicht wisse, ob er ein Genie sei, wie die Leute sagten. — Das nur sei ihm klar, daß er ein Kennzeichen mit dem Genie gemein habe, den Hunger. Dies Schreiben soll unbeantwortet geblieben sein. Ich bezweifle aus manchen Gründen die Wahrheit dieses Zuges, obwohl ich

ten und schöpferisch zu äußern. Seine Produktivität in Leipzig und Berlin war fruchtbar und rasch. Er schrieb in jener Epoche das kleine tragische Spiel: „Nanette und Marie," welches nach seinen eignen Worten „den Leser mit dem, woran man im Gothland Anstoß nehmen zu müssen glaubte, versöhnen sollte," ferner das Lustspiel: Scherz, Satyre, Ironie und tiefere Bedeutung, in welchem aristophanische Elemente in Callot-Hoffmann'sche Manier verarbeitet sind, und welchem der Dichter an die Stirne schrieb, daß es sich selbst verspotte, — dann den Plan und die großartigen Fragmente der Tragödie Marius und Sulla und den Aufsatz über die Shakspearo-Manie. Auch das Mährchen Aschenbrödel schrieb Grabbe zu derselben Zeit; es trägt dieselbe Signatur, wie die Teufelskomödie; schon damals mochte Grabbe sich mit dem Gedanken beschäftigen, in einer Reihe von Aristophanischen Lustspielen (denen freilich die Aristophanische Grazie gemangelt haben würde) in den Augiasstall der socialen und literarischen Verhältnisse Deutschlands Bresche an Bresche zu schießen.

Grabbe hatte 1823 in Berlin das Universitäts-Triennium vollendet, welches Lippe-Detmoldischer Verordnung gemäß jeder, der zum Examen zugelassen

---

nicht in Abrede stellen mag, daß Grabbe vielleicht irgendmal im Spaß und um zu mystificiren, selbst ihn als wirklich erzählt haben kann.

GA 14. 1838

werden will, nachweisen muß. Doch lag ihm, der eben im besten Zuge war, sein geistiges Eigenthum zu vergrößern, und Welt- und Menschenkenntniß in sich aufzunehmen, weniger daran, sobald als möglich die Schranken zu eröffnen, hinter welchen die Aussicht auf bürgerliche Existenz sich ihm bot, als, seinem leidenschaftlichen Drange genügend, sich noch kurze Zeit in Freiheit satt zu schwelgen. Deshalb ging er (im Mai 1823) von Berlin wieder nach Leipzig und von da nach Dresden, wo ihm nicht nur die kostbare Bibliothek täglich ihren Handschriftenschatz aufschloß, sondern auch der Umgang mit Kruse aus Halle, mit von der Hagen aus Breslau und mit Tieck immerwährende Anregung, Belehrung und fördernde Ermunterung gab. Das Verhältniß zu Tieck war durch das von diesem erwiederte Vertrauen Grabbe's vorbereitet gewesen. Grabbe hatte ihm nämlich ein Jahr vorher den Gothland zugeschickt, und ergriff, durch Tiecks freimüthigen Tadel eher erfreut, als verletzt, die freundliche Aufforderung zu einer näheren Bekanntschaft, welche der letztere am Schluß seines Antwortschreibens ausgesprochen hatte.*) Tieck öffnete dem Dichter des Gothland, der „ihn angezogen, sehr interessirt, abgestoßen, erschreckt und

*) Vergl. Tiecks Brief an Grabbe, welcher dem Gothland vorgedruckt ist. Dramatische Dichtungen von Grabbe. Frankf. a. M. Herrmannsche Buchhandlung. 1827. 1r Band Seite XIV.

seine große Theilnahme für den Autor gewonnen,*) sein Haus, lud ihn zu seinen Vorlesungen und engeren Gesellschaften und bewies ihm, (wie Grabbe selbst noch nach Jahren versicherte,) stets das aufrichtigste Wohlwollen und die lebhafteste Theilnahme, ja er machte ihm sogar den Antrag, ihn zum Theaterdichter zu befördern, so erzählte wenigstens Grabbe in Detmold; ob diese Aussicht der Verwirklichung fern oder nahe gewesen, oder wieviel Grabbe selbst der Erzählung zugegeben, ist schwer zu ermitteln; er versicherte, damals gar keine Lust zum Dichten gehabt zu haben.

Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte in Dresden sehnte er sich nach der Heimath. Noch im Herbst desselben Jahres (1823) trat er die Rückreise dahin über Leipzig und Braunschweig an. In Leipzig wurde ihm — so erzählte er später — von Seiten eines bedeutenden Mannes ein seinen Kenntnissen angemessenes Amt mit einem jährlichen Gehalte von 800 Thalern angeboten. Doch glaubte er Grund zu haben, daß die Tochter jenes Mannes eine Neigung für ihn gefaßt, und er folgerte nun ohne weiters daraus, daß jener Antrag nicht aus Werthschätzung seiner Kenntnisse entsprossen sei, daß mithin etwas ihn Erniedrigendes darin liege. Augenblicklich lehnte er den Antrag ab und verließ Leipzig. In Braunschweig, wo Klingemann ihn einigemal zu sich bat,

*) Tiecks Brief a. a. O. Seite XIII.

GA 14. 1838

hielt er sich nur kurze Zeit auf, und beschleunigte die Reise nach Detmold, wo er Ende November desselben Jahres ankam.

Er meldete sich alsobald zum juristischen Examen, reichte seine Proberelation ein, bestand das erstere am 2. Juni des folgenden Jahres mit glücklichem Erfolge, und wurde am 8. desselben Monats unter die expectivirten Advokaten aufgenommen.

Der feurige, rastlos thätige Mann trat nun in das Geschäftsleben ein, und erprobte bald auf das Vortheilhafteste seine erworbenen Kenntnisse und seine Brauchbarkeit. Es galt ja fortwährend einem Ziele nachzujagen, das noch nicht erreicht war; er fühlte sich glücklich in diesem Ringen, die Möglichkeit war ihm die Würze der Wirklichkeit; deshalb verzehnfachte sich sein Eifer, er athmete nur für seinen Beruf. Die Muse aber flüchtete verschüchtert vor der complicirten, alles frische Leben zermalmenden Maschine des Rechts, vor dem Geknarr ihres Räderwerks. Für Grabbe's Ohr war dies damals Musik. Er hatte ihn gewählt, drum dichtete er dem Mechanismus Selbstzweck und Schönheit an; gegen jeden andern darin aufrichtig, — daß er der Täuschung, in welcher er sich selbst befangen hatte, so lange er dies war, von ganzem Herzen diente.

Zwei Jahre vergingen ihm unter solcher Leidenschaft für sein Amt; es war bei Grabbe's Natur nicht anders denkbar, als daß er sich bei fortgesetzter

Thätigkeit aufreiben würde. Doch wie sich seine geistigen Organe an das Regelmäßige derselben gewöhnt hatten, begann der Dichter schmerzlich die Nüchternheit seines Berufes zu empfinden, es ward ihm allmälig klar, daß er sich getäuscht habe, daß diese Selbsttäuschung, wenn sie länger daure, sein ganzes Leben vergiften werde. Diesem Gedanken hing er hypochondrisch nach; er zerlegte, zerfaserte seine Bestimmung und betrachtete sie nach allen Seiten. Sein Blut tobte wider den Zwang, der ihm jetzt, wie von fremder Macht auferlegt schien; und seine Verstimmung steigerte sich bis zur Wuth bei der Aussicht, thatlos, ruhmlos, da er doch Kenntnisse, Thatendrang und Begeisterung besaß, unter dem Caudinischen Joch einer langen Reihe von Jahren dem Tode zukriechen zu müssen. Voll Ekel gegen den Advokatenstand wünschte er oft, ein Handwerker sein zu können.

Der väterliche Freund seiner Kindheit und Jugend, Clostermeier, stand als geistige Autorität auch vor den Blicken des Mannes. Zuerst durch seinen Vater, dann direct und zwar schriftlich, wendete Grabbe sich an Clostermeier, um Rath und Beistand bittend. Mit seinem ganzen Dasein wollte er wirken. Dies Dasein sollte dem Vaterlande nützen, aber auf eine Weise, welche Grabbe's würdig sei, denn einerseits fühlte er seine geistige Errungenschaft; anderseits lockte die Positivität der Geschichte jene seiner poetischen Natur, wie das Eisen den Blitz;

GA 14. 1838

„Die Geschichte sei," schrieb er an Clostermeier, „von Jugend auf sein Haupt- und Lieblings-Studium gewesen; er sehne sich von ganzem Herzen durch dasselbe dem Vaterlande nützlich werden zu können;" — zu diesem Zwecke erbot er sich durch ein von Clostermeier anzustellendes Examen seine historischen Kenntnisse, insbesondere den Umfang seines Wissens in der Universalgeschichte, und sämmtlichen Hülfswissenschaften (Diplomatik, Heraldik, Sphragistik, Numismatik, Chronologie) öffentlich zu beurkunden.

Clostermeier verstand Grabbe's Gemüthsstimmung, versuchte alles, was ihm möglich war, um dessen heißen Wunsch zu verwirklichen; seine Stellung als Archivrath, sein Ansehn und sein Einfluß, so wie der vortheilhafte Ruf, den Grabbe sich durch seine bisherige Berufsthätigkeit erworben hatte, schienen seinen Bemühungen einen glücklichen Erfolg zu sichern. Clostermeier wendete sich direkt an den Fürsten, und überreichte diesem unterm 2. September 1826 ein Promemoria, in welchem er Grabbe's Wünsche vortrug und dessen Bitte, ihm als zukünftigem Vertheidiger des landesherrlichen Interesses; eine seinen geschichtlichen Kenntnissen entsprechende Stellung anzuweisen, aufs wärmste unterstützte. Obwohl der Fürst gegen Grabbe sehr gütig gesinnt war, (was er auch in der Folge ihm bewiesen) konnte er doch nicht umhin, dem bestehenden Geschäftsgange gemäß, das Gesuch an die Regierung zur Begutachtung zu über-

weisen. Diese gab im folgenden Monate einen abschlägigen Bescheid. Grabbe wich dem Zwang der Verhältnisse, aber sein Wesen hatte sich unheilbar gespaltet, und ein bitterer Groll vergiftete von nun an seine Tage.

Noch im Oktober wurde er dem erkrankten Auditeur Rotberg als Gehülfe beigeordnet; er versah die militärgerichtlichen Amtsgeschäfte mit gewohnter Geschicklichkeit, aber in dumpfer Hingebung, durch welche er sich selber eine Zeitlang täuschte.

Ein glücklicher Zufall befreite ihn davon. Der Buchhändler Kettembeil, der Besitzer der Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M., mit welchem Grabbe bei seinem ersten Aufenthalt in Leipzig 1822 bekannt geworden war, erinnerte sich des „Gothland" und der andern damals entstandenen dramatischen Dichtungen, welche Grabbe selbst seit 1823 nicht mehr angesehen, schrieb ihm jetzt, forderte ihn dringend auf, sie der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten und erbot sich, dieselben zu verlegen. Dieser Vorschlag brachte in Grabbe's gestörtem Gemüthsleben eine wohlthätige Krise hervor. Ein hohes leuchtendes Ziel stand plötzlich vor seinen Blicken. Er sah den Weg zu wirken, seiner ganzen Nation sich zu verwerthen. Alle Keime, die so lange von dem Wust der Amtsgeschäfte bedeckt, schon fast erstickt schienen, drängten sich nun mit Macht an's Licht.

GA 14. 1838

Ungesäumt schickte er (im Mai 1827) den Gothland, Nannette und Marie, das Lustspiel, den Torso: Marius und Sulla und den Aufsatz über die Shakspearomanie an Kettembeil nach Frankfurt, wo sie im Herbst desselben Jahres unter dem Titel: „Dramatische Dichtungen von Grabbe" in 2 Bänden erschienen.

Bald darauf starb der Auditeur Rotberg und Grabbe erhielt ungeachtet seiner Jugend das einträgliche Militärrichteramt. Die persönlichen Verhältnisse, welche diese rasche Beförderung herbeiführten, lassen sich hier nicht auseinandersetzen, nur soviel darf ich erwähnen, daß Clostermeiers Fürsprache den meisten Antheil daran hatte. Es mag auf den ersten Anblick sonderbar scheinen, daß Grabbe, dem sein Beruf vor kurzem noch so zuwider gewesen, durch diese rasche Beförderung sich nun mit einemmale ganz glücklich fühlte. Die Sonderbarkeit klärt sich durch den Umstand auf, daß man ihn, um seinen Fürsprecher Clostermeier durch abermalige Zurücksetzung des Schützlings nicht zu kränken, mehreren älteren Kandidaten um die Auditeurstelle vorzog; dieser kleine Triumph war's, wodurch Grabbe sich geschmeichelt fühlte, zumal da er durch den neuen Durchbruch seiner schöpferischen Kraft gekräftigt, den Widerspruch dieser gegen seinen bürgerlichen Beruf entweder vergaß oder harmonisch gelöst wähnte. Mit tausend geistigen Armen strebte er in die Mitlebenschaft

der Nation hinein; es drängte ihn in der allgemeinen Thätigkeit seine besondere einzusetzen. Mehre interessante Artikel, die er für Zeitschriften schrieb, galten als vorläufige Turnübungen.

Das Aufsehen, welches seine ersten Dichtungen, gleich nach ihrer Veröffentlichung, erregten, vollendete die gedeihliche Stimmung. Die glücklichste Zeit seines Lebens war erschienen, der üppige Frühling seiner Poesie; jede Blüthe ward ihm schnell zur Frucht. Er war sich bewußt, das Höchste schaffen zu können, er begann die zweite Epoche seines Dichterlebens mit dem Höchsten. Die ganze Wogenmasse seiner Weltanschauungen schoß, vom Sturmesodem seiner Phantasie gejagt, über das Blachfeld der Literatur dahin, — jeder Wellenschlag ein Menschheitsgedanke. Im Sommer 1828 begann Grabbe die Tragödie: „Don Juan und Faust." Wen diese moderne Titanomachie je erschüttert, der wird — auch ohne daß ich besondern Accent auf die Versicherung lege — überzeugt sein, daß der Dichter sie rasch vollendet; der brausende, südlich-sonnige Orgiasmus des Lebens mit seinem ungeheuren, dämonischen Schlagschatten nach Norden zu, sprang mit einem Satz aus Grabbe's Seele. Da war nachträglich nichts zu tifteln, nichts nachzuhelfen, nichts auszureuten. Es war Grabbe selbst, der den Dualismus der Menschheit in seiner Individualität concret empfand, und diese als neue freie Schöpfung von sich selber entband. Grabbe's

GA 14. 1838

Don Juan und Faust zusammengenommen sind seine eigene kolossale Porträtstatue, die er im Vorgefühl seiner Unsterblichkeit sich selbst gesetzt; die beiden Hälften seines Selbst und alle Merkmale seiner Individualität bezeichnet die Lapidarschrift Don Juan's:

„..... Jedes Ziel
Ist Tod. Wohl dem, der ewig strebt, ja Heil,
Heil ihm, der ewig hungern könnte,"

mit dem Revers Fausts:

„..... Aus Nichts schafft Gott, wir schaffen aus Ruinen! Erst zu Stücken müssen wir
Uns schlagen, eh' wir wissen, was wir sind
Und was wir können."

so wie jene Frage Faust's:

„Wozu Mensch,
„Wenn Du nach Uebermenschlichem nicht strebst?"

„Don Juan und Faust" erschien im Januar 1829 bei Kettembeil in Frankfurt. In demselben Jahre faßte Grabbe einen Plan, durch welchen er mit Shakspeare in die Schranken trat. Er wollte ein deutsches Nationaldrama schaffen, wie der Britte durch seinen Cyclus aus dem Kriege der rothen und weißen Rose ein englisches. Die Geschichte der Hohenstaufen, die großartigste Erinnerung der deutschen Nation, weil in den Hohenstaufen die deutsche Nation zuerst zum Bewußtsein ihrer Selbstständigkeit, zum Bewußtsein einer geistigen Weltherrschaft gelangte, bot den Stoff. Von Barbarossa beginnend, wollte er

die Idee für welche die Hohenstaufen lebten, unterlagen und geistig zeugend fortlebten: die Heiligkeit des Staats, bis zum höchsten Gipfel ihrer Entwicklung bis zu Friedrich dem zweiten hinanleiten; der blutige Tag in Neapel, da Carl von Anjou das Haupt des letzten Staufen fallen sah, sollte den Cyclus schließen, Noch im Jahr 1829 erschien die erste Tragödie: Barbarossa. In demselben Jahre sollte auch sein schon 1822 geschriebenes Mährchen: Aschenbrödel erscheinen. Kettembeil wünschte jedoch dessen Druck noch aufzuschieben; das Morgenblatt theilte im folgenden Jahre Bruchstücke daraus mit; durch mancherlei Umstände verzögerte sich der Druck bis 1835, in welchem Jahre es mit „Hannibal" zugleich bei Schreiner in Düsseldorf veröffentlicht wurde. Da Grabbe es bei dieser Gelegenheit versäumte oder verschmähte, dem dreizehn Jahre alten Kinde einen Geburtsschein mitzugeben, so schätzte es die Kritik mit unbewaffnetem Auge für gleichaltrig mit Hannibal, und maß es nach dem Gliederbau dieses Riesen, ein Vergleich, bei dem jene Schwester der Teufelskomödie natürlich verlieren mußte. Kaum war der Barbarossa vollendet, als auch schon die Conception von Heinrich dem Sechsten klar vor seinem geistigen Auge stand, jene des Barbarossa an Intensität, wie an großartiger Plastik übertreffend, und zugleich dämmerte in ihm bereits die Tragödie der hundert Tage.

GA 14. 1838

IV.

Während der Dichter mit solchem rastlosen Eifer nach dem Höchsten rang, kämpfte der Mensch mit einer Leidenschaft, deren Gegenstand durch die vielen Hindernisse, welche im Wege standen, und jede Hoffnung zu vereiteln drohten, ihm nur um so theurer gemacht wurde. Grabbe's Charakter ist gerade in Beziehung auf seine ehelichen Verhältnisse so vielfach verdächtigt und verunglimpft worden, daß eine offene Darlegung derselben durchaus nöthig ist, um die Ueberlebende durch den Todten und diesen selbst zu rechtfertigen.

In Clostermeiers Hause hatte Grabbe, nachdem er in seine Vaterstadt wiedergekommen, die Tochter dieses seines väterlichen Freundes wiedergesehen, welche ihm dieselbe aufrichtige Theilnahme und dasselbe freundschaftliche Wohlwollen bewies, wie früher, da er noch Knabe und Jüngling war, wie der edle Clostermeier selbst und dessen Gattin.

Clostermeier hatte seiner Tochter, dem einzigen Kinde, das ihm am Leben geblieben, eine Erziehung gegeben, wodurch dies reichbegabte weibliche Wesen eine geistige Bedeutsamkeit gewann, in welcher es

nicht bloß über das gewöhnliche Niveau der Frauenbildung emporragte, sondern durch welche es auch ihrem an Geist und Gemüth ausgezeichneten Vater unentbehrlich und eben deshalb von ihm unzertrennlich geworden war.

Diese geistige Bedeutsamkeit nun hatte Grabbe schon lange angezogen. Die Unzertrennlichkeit von dem Vater, so wie ein andres, hier nicht näher zu erwähnendes unüberwindbar scheinendes Hinderniß spornte das angeregte Interesse für sie noch heftiger, zumal, da er von Tag zu Tag an ihr neue Trefflichkeiten kennen lernte. Die schöne, ebenmäßige Ruhe, in welcher das Gemüthsleben der Geliebten sich so zu sagen plastisch vor seinem geistigen Blicke entwickelte, übte einen wohlthätigen Zauber auf seine, ihm selbst zuweilen unheimliche Rastlosigkeit; eine Wehmuth, aus Sehnsucht und Hoffnung gemischt, kam über ihn, ob auch er je solchen Frieden, solche Harmonie des Geistes, des Gemüthes und des Temperaments finden werde! So wurde aus dem lebhaftesten Interesse die glühendste Liebe, und wild, wie Grabbe war, setzte er alles dran, seinem Ziele näher zu kommen; in Kämpfen lag sein Glück.

Da starb Clostermeier und für Grabbe's Wünsche war durch diese für die Tochter so schmerzliche Veränderung ihrer Verhältnisse wenigstens ein Hinderniß gewichen. Zwei andere bestanden noch. Ihm galten sie wie nicht vorhanden! Am 26. Sept. 1829

GA 14. 1838

hielt er bei Clostermeiers Wittwe um die Hand ihrer Tochter an.

Sein Antrag setzte beide in nicht geringe Verlegenheit, denn sie waren ihm, wie gesagt, aufrichtig zugethan, sie kannten seine wilde, verzehrende Leidenschaftlichkeit, sie waren durch Verhältnisse gezwungen, seiner Frage offen und ehrlich eine abschlägige Antwort zu geben. Mit größter Zartheit und ohne ihn im mindesten zu verletzen, machte ihn dann die Mutter auf die Unmöglichkeit aufmerksam.

Grabbe ging, anscheinend ruhig, doch von tausend falschen Vorstellungen gepeinigt; er vermochte es nicht, die Unmöglichkeit einzusehen, seine Phantasie zeigte seinem Stolze bald diesen, bald jenen falschen Grund der Weigerung, und dann übermeisterte wieder die Leidenschaft seinen Stolz, daß er mild, wie ein krankes Kind, zu der Geliebten eilte, um sich gegen eingebildete Vorwürfe zu rechtfertigen. Bald kam er und klagte, man habe ihn bei Mutter und Tochter verläumdet, (er wisse es sicher), man habe ihm nachgesagt, daß er zu viel trinke; doch das sei eine abscheuliche Lüge, und hoch und theuer schwor er ihnen dann zu, er tränke nicht mehr als andere Leute. Ein andermal versicherte er, trostlos sich selbst aufgebend: „er sehe alles ein; er wisse wohl, welchen unseligen Charakter er habe; — er dürfe sie durch diesen nicht unglücklich machen. — Er wolle ja gerne damit zufrieden sein, daß er sie nur wie vor und eh'

sehen, besuchen dürfe." Daß diese Aeußerungen nicht Affectation waren, daß ihnen keine Sentimentalität zu Grunde lag, braucht bei Grabbe's Charakter wohl kaum versichert zu werden; gewiß war es seine aufrichtige Absicht zu entsagen, zurückzutreten, aber er kannte sich selbst viel zu wenig, wenn er glaubte, daß er, da die Leidenschaft einmal entfesselt war, den ihm angebornen Trotz gegen beschränkende Verhältnisse durch Willenskraft zu besiegen im Stande sei. So ganz und gar beherrschte ihn seine glühende Neigung, daß er selbst übersah, wie schwankend sein Benehmen war, wie seine rührende Kindlichkeit im Verlangen so dicht an der Grenze des Lächerlichen vorbeistreifte, welches er als seinen mit ihm aufgewachsenen Fluch fast kindisch scheute. Wenn ein Mensch, wie Grabbe, liebt, hört alle Berechnung auf; ein solcher liebt, um zu lieben, seine Liebe ist Raserei und kindliche Einfalt, Tyrannei und Hingebung, Grausamkeit und Demuth zugleich; er verschreibt sich der Hölle um den Himmel zu stürmen, er bedenkt die Schmach der Ermattung und Schwäche nicht. Wohl trat ein Fall ein, welcher vermuthen ließ, daß Grabbe die beschlossene Entsagung durchführen werde; — doch es währte nicht lange, da schlug die Leidenschaft in voller Lohe wieder empor. Dreimal kam er mit geladenen Pistolen zu der Geliebten, um ihrem und seinem Leben ein Ende zu machen, und immer wieder, wenn er ihr und sich den schärfsten Grad der Tortur

GA 14. 1838

gegeben, brach er in sich zusammen; dann erhob ihn das treffliche Wesen, das er so gequält, mit ruhiger Milde, dann flößten ihre Verständigkeit, ihr inniges Wohlwollen ihm neuen Lebensmuth ein, oder er fühlte sich von der Ruhe und Würde der Geliebten so überwältigt, vor derselben mit aller seiner Kraft, mit allem seinem Streben so klein, so niedergedonnert in seine alte Blödigkeit, daß ihm, dem stolzen Grabbe, keine Waffe mehr blieb als die Bitte. Mit jener eigenthümlichen Mischung von Tugend und Klugheit, welche das Herz nicht ausschließt, aber verbirgt, mit jenem bewundrungswürdigen feinen Takt, welcher edlen Frauen eigen, sich selber nichts zu vergeben und den Mann doch nichts entgelten zu lassen, ja diesen an ihrer Würde aufrecht zu erhalten, verstand es seine Geliebte, ihr früheres Benehmen gegen ihn, auf die zarteste Weise den jetzigen Verhältnissen gemäß modificirt, beizubehalten, so unbefangen zu erscheinen, als ihr möglich war, und ihn dadurch von manchem verderblichen Extreme abzuhalten, in welches dieser excentrische Charakter zu stürzen fähig war.

Da ereigneten sich plötzlich hintereinander zwei Todesfälle, welche dem eigenthümlichen Verhältnisse eine andere Gestaltung liehen. Die Hindernisse, welche Grabbe's Wünschen entgegenstanden, — waren nicht mehr; seine Leidenschaft durfte Erwiederung hoffen, und diese ward ihm. Die Geliebte wurde seine Gattin. Aus der Fülle seines Herzens rief er aus:

„Unsere Ehe, Weib, ist im Himmel geschlossen!“

Grabbe liebte seine Gattin inniger, als er es (wahrscheinlich aus Furcht, dies Bekenntniß sei eine Schwäche) gestand; die Ehe machte ihn sehr glücklich, freilich hatte seine Frau, trotz seiner Liebe, von seinen vielen Bizarrerien, deren Größe sich früher auch nicht einmal auf's entfernteste ahnen ließ, viel zu leiden. Selbst in der Folge, wenn er, tödtlich verstimmt, krank, grundlos argwöhnisch in Frankfurt und Düsseldorf mit Freunden und Bekannten über seine Gattin in einer Weise sprach, welche ein gänzliches Zerwürfniß vermuthen ließ, blitzte die Leidenschaft für sie aus aller seiner Verstellung auf. Oft mitten in einer forcirten, aber sehr unschädlichen Lästerung gegen alles Heilige, vor welcher er manchmal selbst hätte erröthen müssen, und die blos zeigen sollte, daß er an keiner menschlichen Schwäche leide (er thats aus solcher), mitten in dergleichen Anfällen, die an Raserei grenzten, zog er einen Ring, worin eine Locke seiner Gattin gefaßt war, vom Finger, küßte ihn und rief: „Von ihr! Von dieser Locke trenne ich mich nie! Die nehm' ich einmal in's Grab mit.“ Ja, diese Locke war ihm ein Talismann, der den Todkranken wieder in die Heimath zog, der ihn von seinem unseligen Mißverständniß heilte, daß er versöhnt, gläubig am treuen Herzen sterben konnte.

GA 14. 1838

V.

Im Jahr 1830 erschien bei Kettembeil die zweite Hohenstaufentragödie: „Kaiser Heinrich der Sechste"; in demselben Jahr schrieb Grabbe den im darauf folgenden veröffentlichten: „Napoleon", und begann, auf Kettembeils Anregung, eine Tragödie: „Kosciusko", welche leider ein Fragment geblieben, das wahrscheinlich verlorengegangen. Da nämlich die ersten Scenen daraus, welche er seinem Freunde Kettembeil nach Frankfurt geschickt hatte, diesem nicht zusagen wollten, verlor er die Lust und schrieb daran nicht weiter. Den Torso nahm er im Jahr 1834 von Frankfurt nach Düsseldorf mit, wo er ihn Immermann zeigte. Später — in Detmold — meinte er auf eine Nachfrage seiner Gattin — das Fragment müsse sich noch in Immermann's Händen befinden; Schreiner fragte deshalb nach, Immermann versicherte jedoch, dasselbe Grabbe'n wiedergegeben zu haben. Bei Grabbe's Sorglosigkeit, in Bezug auf seine Manuscripte, und bei seiner Vergeßlichkeit ist nichts andres anzunehmen, als daß er den Kosciusko, nachdem er ihn von Immermann zurückerhalten, verschleudert habe.

Der Einfluß Kettembeils auf Beginn und Unterbrechung dieser Tragödie erinnert mich an das eigenthümliche Verhältniß Grabbe's zu seinem Verleger. Grabbe hielt — von Leipzig her — große Stücke auf Kettembeil, und versicherte mich öfters, daß er diesem stets das Recht einer critischen Vorcensur eingeräumt habe. Kettembeil hatte ihn nämlich öfters gebeten, manche Kraftausdrücke, die ihrer Unschicklichkeit halber, nicht für Jedermanns Ohr waren und eine allgemeinere Verbreitung seiner Werke nothwendig beeinträchtigt hätten, zu streichen oder solche anstößige Stellen wenigstens zu mildern. Grabbe war aber hiezu durchaus nicht zu bewegen und überließ es seinem Verleger, an dem Manuscript zu streichen, was diesem nöthig schien, — „aus Trägheit" that er dies, wie er selbst sagte — aus Stolz, glaube ich mit gutem Grund; — der seltne Mensch! — Daß er sogar seinen Stolz verläugnete, daß er von seinen eigenen Werken oft wegwerfend sprach, geschah aus Stolz. Grabbe versicherte mich auch, daß er für seine Werke von Kettembeil nie ein bestimmtes Honorar erhalten, sondern sich, wenn er eben einer größeren oder geringeren Summe bedurfte, eine solche von ihm habe auszahlen lassen; ob bei seinem letzten Aufenthalt in Frankfurt a. M. (1834) eben dies letztere Verhältniß vielleicht Schuld gewesen, daß seine Verbindung mit der Hermann'schen Buchhandlung plötzlich abgebrochen worden, weiß ich nicht mit Bestimmt-

GA 14. 1838

heit, doch scheint es mir aus hingeworfenen Aeußerungen Grabbe's und anderen Gründen sehr wahrscheinlich; die geringste Bedenklichkeit in pecuniären Angelegenheiten, welche ihm entgegengesetzt wurde, machte ihn mißtrauisch, ihn, dessen Sorglosigkeit grade in solchen, hauptsächlich in den letzten Jahren seines Lebens bis zum unverantwortlichen Leichtsinn gestiegen war.

Im Jahr 1831 trat eine anhaltende Störung in seinem dichterischen Schaffen ein. Die Unruhen im Luxemburgischen hatten eine Verstärkung der Besatzung der Festung Luxemburg nöthig gemacht, und das Bataillon Lippe erhielt Ordre, dahin zu marschiren. Dieser Aufbruch vermehrte die militairgerichtlichen Geschäfte in einem solchen Grade, daß Grabbe's Zeit ganz und gar bloß davon in Anspruch genommen und seine, ohnehin schon schwache Gesundheit durch die ununterbrochene angestrengte Amts-Thätigkeit auf's heftigste erschüttert wurde. Als nach dem Ausmarsch die Amtsgeschäfte sich wieder etwas verminderten, wenigstens nicht mehr so dringend waren, mußte er zur Erholung seiner Kräfte eine Reise antreten. Er ging im August über Frankfurt a. M. nach Paris; kam aber völlig erkrankt zurück. Die Rückstände in seinen Amtsarbeiten, welche durch den Ausmarsch, durch seine Reise und die darauf folgende Krankheit veranlaßt wurden, vermochte er während seiner übrigen Dienstzeit nicht mehr nachzuholen.

Diese Last von Geschäften und seine fortwährende Kränklichkeit verstimmten ihn von nun an immermehr, sein Mißmuth steigerte sich von Tag zu Tag. Er fing an die Amtsgeschäfte, die ihm unerträglich wurden, zu vernachlässigen, er suchte, um sich zu zerstreuen, Gesellschaft, doch er fand keine, welche ihm für die Dauer zusagen konnte, denn wenn sich auch Manche an ihn drängten, die seine literarische Celebrität neugierig gemacht hatte, so konnte triviale sogenannte Verehrung in ihm keinen andern Eindruck hervorbringen, als daß er die Fadheit und Leere mancher Menschen, welche sich seine Freunde nannten, von Herzen verachtete. Das Bewußtseyn: von seiner bürgerlichen Stellung beengt, nicht schaffen zu können, wozu ihn der Genius trieb, verbitterte seine ganze Existenz und machte ihm nach gerade auch den Aufenthalt in seiner Vaterstadt unleidlich. Er bedurfte der Ruhe und Erholung, und doch konnte er des Nachts nur selten schlafen, dann las er entweder oder unterhielt sich mit seiner Frau; Mittags nach Tische suchte er den des Nachts entbehrten Schlaf nachzuholen. Diese gestörte und naturwidrige Lebensthätigkeit schrieb er nicht dem häufigen Genuß des Rums zu, von dem er vielmehr glaubte, daß er bei seinem schwachen Magen dessen als Stärkung bedürfe (obwohl sein Magen eben durch jenen Genuß geschwächt worden war), sondern dem Clima,

GA 14. 1838

den geselligen Zuständen; nur in einer Veränderung von beiden sah er sein Heil.

In tiefer Bewegung trat er eines Tages zu seiner Gattin, welche seinen Kummer längst beobachtet und im Stillen getheilt hatte und rief: „Es ist mir unmöglich, ich kann es nicht länger hier in Detmold aushalten. Die faden Menschen sind mir unausstehlich, unerträglich. Außer Dir und Althof*) weiß ich hier kein gutes, treues Menschenherz, das für mich schlägt. Meine sogenannten Freunde sind falsch. Ach, Du hast so viel von mir zu leiden, — ich weiß es, fühl's schmerzlich genug. Ich bin wunderlich, immer übel gelaunt. Der tägliche Aerger, das Amt sind schuld. Laß uns zu bessern, geistreichern Menschen gehen! Wir wollen nach Frankfurt ziehen. Es geht nicht anders!"

Die klarsehende, ernsterwägende Frau setzte nun seinem Drang nach Veränderung Gründe entgegen, deren Triftigkeit er nicht leugnen konnte; sie stellte ihm vor, daß er ja, wenn sie von Detmold fortzögen, das Gehalt einbüßen müsse, daß dieser Verlust noch härtere Entbehrungen herbeiführen würde.

Er schien sich zu beruhigen, doch war dem nicht so. In den Vorstellungen der besonnenen Lebensgefährtin, die ihn besser kannte, als er sich selbst, sah er, durch Kränklichkeit argwöhnisch gemacht, nur

---

*) Criminalgerichts-Sekretair in Detmold.

Mangel an Vertrauen, und entgegnete ihr, ohne seine schwache Gesundheit in Anschlag zu bringen, plötzlich: „Ich kann ja schreiben! Ich will nur Muße! Als Schriftsteller erwerbe ich im Auslande zehnmal mehr, als mir hier das Amt einbringt, das mir zuwider ist, das mein Leben auffrißt."

Dabei ließ er es für's erste bewenden; er verbarg seine Schwermuth und wähnte, seine Frau habe einen besondern persönlichen Grund, den sie ihm verheimliche, und der sie bestimme, seinem Wunsche zu widersprechen.

„Du willst nur nicht nach Frankfurt," sprach er sie eines Tages an, — „ich weiß es; aber nach Regensburg würdest Du doch wohl gern mit mir ziehen? Mir ist's gleich: Frankfurt oder Regensburg. Ich will nur nach einem Ort hin, wo Rheinwein getrunken wird. Die schweren Getränke hier haben mich ruinirt. Ich muß Rheinwein trinken. Hier ist er auch zu haben, doch die Verführung! Nur fort von hier! — In der Ferne allein werd' ich wieder gesund und stark."

Zugleich äußerte sich zu jener Zeit in einzelnen Ausrüfen, in flüchtig hingeworfenen Wünschen sein Schmerz über die falsche Stellung, in welcher er sich befand. Fast täglich kehrte im vertrauten Gespräch mit seiner Gattin die Klage wieder, daß er nicht nach seinen Kenntnissen befördert sei, daß er mit geist- und herzlosen Menschen umgehen und verkehren

GA 14. 1838

müsse; — fast täglich ließ er sich verlauten: „Der Auditeur ist mir über den Kopf gewachsen.“ Seine Gattin ahnte die Bedeutung dieser Worte, — daß er seinen Amtsgeschäften nicht nachgekommen, daß er die durch Rückstände täglich wachsende Last derselben zu überwinden verzweifle. Nach allen Seiten sah er sich nach Rettung um aus dem geistigen Kerker, in welchem er sich gefangen fühlte. Bald diesen, bald jenen Ausweg glaubte er gefunden zu haben, auf welchem seine Eigenthümlichkeit ihre naturgemäße Bestimmung werde erreichen können.

In solchem Unbehagen, in solcher Hast, physisch bereits in tödtlichem Krampfe mit den Verhältnissen, in die er gezwängt war, schrieb er einen Roman, „Ranuder“, über dessen Tendenz ich leider nichts Näheres erfahren konnte. Als dieser bis auf den Schluß vollendet war, ließ er Abschrift davon nehmen. Es fanden sich jedoch so viele Schreibfehler in dieser, daß von anderer Hand eine zweite genommen werden mußte, die aber auch nicht besser gerieth. Aus Unmuth und Furcht vor neuen Correcturen legte er nun das ganze Werk zurück. Seine Gattin vermuthet, daß er auch über den Schluß mit sich nicht ganz im Reinen gewesen. Von dem Manuscript ist in seinem Nachlaß nichts zu finden gewesen; er selbst meinte in den letzten Monaten seines Lebens, es müsse ihm irgendwo entwendet worden sein.

Mittlerweile nahm Grabbe's Kränklichkeit einen so hartnäckigen Charakter an, als er selbst einen besaß; seine Schlaflosigkeit bei Nacht, sein Schlafen bei Tage war ihm zur andern Natur geworden, gleichwohl erkannte er, daß diese Lebensweise seinen Organismus vollends aufreiben müsse, und er sann hin und her, in welchem Stande er seine Natur entweder überwinden, oder ihr zu seinem Vortheile nachkommen könne; der Gedanke: durch schriftstellerische Thätigkeit seine Existenz zu sichern, war ihm — (der das Richtige in dem Rathe seiner Gattin wenigstens bei sich selbst, wenn auch nicht vor ihr, zugab), wieder fremd geworden. Da wollte es der Zufall, daß ihm gerade damals von verschiedenen Seiten schmeichelhafte Bemerkungen über sein Talent: in seinen Dichtungen Schlachtscenen zu zeichnen, zu Ohren kamen. In seiner damaligen Stimmung betrachtete er diese Erinnerung wie einen Fingerzeig des Schicksals, und mit einemmale schlug die Idee in ihm feste Wurzel: „Er sei zum Feldherrn geboren; er müsse Soldat werden.“ Umsonst war jede Gegenvorstellung seiner Gattin, um ihn von der Ausführung seines raschbeschlossenen Planes abzubringen, der Widerspruch reizte und bestätigte ihn noch mehr; die allenthalben eingedämmte Fülle seiner schöpferischen Kraft strebte nach einem Spielraum, nach einem Gegenstande, um That werden zu können. — „Ein Feldherr!“ in diesem Anflug

GA 14. 1838

von Wahnsinn schrie der Schmerz seines Daseins zum Himmel. Denn, wenn er in seine Vergangenheit zurückblickte, war's ein Abgrund, von dem er das Höchste und Heiligste, was er besaß, verschlungen sah. Seine Nation war, nachdem sie die erste platte Neugierde an seiner Außerordentlichkeit befriedigt, kalt und indifferent gegen ihn geworden, und so mußten seine geistigen Thaten der Menge nur Worte bleiben. Jenes kindlich-wahre Verlangen nach dem Felde, auf welchem er selbst, er der Ganze, eine That werden konnte, hat selbst in seiner fiebertraumartigen Aeußerung etwas furchtbar Ergreifendes. Ist es nicht der Schmerzensschrei von uns allen, die wir nur ein größeres oder kleineres Publikum, aber keine Nation haben, für die wir wirken? — Noch später blitzte diese Vorstellung in ihm auf. „Gäb's nur Krieg", schreibt er am 6. Juni 1835. Es wäre meine einzige Rettung. Selbst Aerzte haben mir Krieg gewünscht." — Und ein andermal: „Das Leben hat nur drei Gutes: Frühling, erste Liebe, Krieg, die einzigen Erfrischungen!" — Ein drittesmal: „Gäb's nur Krieg, gesund wär' ich! Doch nun muß man ihn machen in Tragödien." *)

Er wendete sich an seinen Fürsten. Dieser war einer von den Wenigen, zu welchen er bis zum letzten

*) E. Willkomm in seiner Skizze über Grabbe. Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. 1r Band 1. und 2. Lieferung.

Augenblicke seines Lebens volles Vertrauen hatte, welchem er stets mit aufrichtiger Pietät ergeben blieb. Zu keiner Zeit versäumte er es, dem Fürsten seine Ehrfurcht zu beweisen. In diesem Sinne ließ er Aufsätze über die Verschönerung Detmolds drucken, und dichtete mehrere Prologe für das dortige Hoftheater, für welches sich besonders die kunstsinnige Fürstin aufs lebhafteste interessirt. — Jetzt übergab er denn dem Fürsten eine Bittschrift, worin er offen und ehrlich gestand: „Er könne nicht länger Auditeur sein, er wolle Soldat werden, Serenissimus möge ihn zum Hauptmann ernennen."

Der Fürst erwiederte am 30. Jänner 1834 wörtlich, wie folgt:

M. P.

„Auf Ihr heute erhaltenes Gesuch erwiedere ich, „daß ich wünsche, Sie möchten Ihr Gesuch bei „der Regierung vortragen, und näher motiviren, „worauf sodann Verfügung erfolgen wird."

„Leopold, F. z. L."

Grabbe aber besorgte von der Regierung Widerspruch, und vermochte es nicht über sich, auf diese Gefahr hin, zu der Eingabe an jene sich zu entschließen.

Da traf ihn unversehens eben von Seiten der Regierung ein harter Schlag, der zu seinem ganzen

GA 14. 1838

späteren Unglück die Initiative gab. Er erhielt nämlich unterm 11. Februar ein Regierungsrescript, worin ihm bemerkt wurde, „daß die Regierung seit „einiger Zeit diejenige geordnete, sorgfältige und „prompte Behandlung der militärgerichtlichen Ge„schäfte vermißt habe, welche diese vorzugsweise in „Anspruch genommen." Unter Einem wurden ihm mehre Vorschriften zur Herstellung eines geregelten Geschäftsganges ertheilt.

Diese Zurechtweisung verletzte ihn aufs tiefste, es war ihm bei seiner schwachen Gesundheit unmöglich, dem Gebot der Regierung zu entsprechen, und eben der Druck dieser Unmöglichkeit machte seinen Unmuth höher steigen. In der ersten Aufwallung bat er, statt Gegenvorstellungen zu machen oder sich zu rechtfertigen, und, ohne an die Folgen dieses übereilten Schrittes zu denken, um seine Entlassung.

Der Fürst wußte ihn besser zu beurtheilen und wünschte aufrichtig, daß ihm aus diesem übereilten Aufgeben einer lebenslänglichen Versorgung kein Nachtheil entstehen möge; denn wenn Kränklichkeit die Erfüllung seiner Amtspflichten nicht mehr gestattet haben würde, hatte Grabbe ja die Versetzung in den Ruhestand mit einer angemessenen Pension zu erwarten, und auch deren Verlust war durch dieses Fordern seiner Entlassung unausbleiblich gemacht. Der Fürst traf nun durch die Regierung die Verfügung,

daß Grabbe, damit ihm Zeit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, zur Erholung und zur reiflichen Ueberlegung bliebe, vom 15. März an auf sechs Monate vom Amtsgeschäfte entbunden und beurlaubt wurde, mit dem Bemerken, daß man vor Ablauf dieser Frist die erforderliche Anzeige über den Wiederantritt des Dienstes von ihm erwarte. Hierauf ließ der Fürst auf eigne Kosten die Amtsgeschäfte regeln und die Rückstände nachholen; er hoffte, daß Grabbe, wenn dessen Gesundheit sich wieder befestigt, mit neuer Lust und Liebe den geordneten Dienst wieder übernehmen würde. Nie vergaß ihm Grabbe diese zarte Aufmerksamkeit, und sein Vertrauen zu dem Fürsten wurde dadurch unerschütterlich.

Sein Substitut stand nun dem Amte vor, und ordnete nach den Vorschriften der Regierung die Geschäfte. Die Befreiung von dem Drang täglicher Berufsarbeiten that dem Dichter, wohl und frei aufathmend von der Last, die ihn so lange gedrückt, schuf er, der „Buonarotti der Tragödie", wie Hermann Marggraff ihn sehr treffend nennt, — den „Hannibal". In seinen historischen Vorstudien, so wie im Componiren lebte er neu auf, fühlte er sich wieder ganz den alten heroischen Grabbe. Seine Ansichten über das Wesen und die Form des Drama's, waren bei diesem Werke — man kann nicht (wie er selbst sich äußerte) sagen: andre geworden, noch hatten sie sich geklärt, — vielmehr hatte sich,

GA 14.1838

wie gleichfalls H. Marggraff richtig bemerkt, „sein Genie darin concentrirt"; leider wurde ihm die reine Freude am Schaffen durch manche Unannehmlichkeiten, Nachwehen des Dienstes, getrübt. Da gab es Nachweisungen zu ertheilen, Akten und beim Militärgerichte deponirte Gelder abzuliefern, bei letzteren stellten sich bedeutende Verluste heraus, denn bei dem täglichen Zudrang von Menschen aus allen Ständen war ihm, der nach seiner Gewohnheit jene nicht immer sorgsam genug verwahrt gehalten hatte, manches entwendet worden, was er nun aus seinem eigenen Vermögen ersetzen mußte. Nicht diese Einbuße allein, viel tiefer schmerzte ihn das dadurch angeregte Mißtrauen. Eine gefährliche Magenkrankheit, von welcher er im August befallen wurde, kam zu allen diesen Unannehmlichkeiten hinzu und vollendete sie. Er litt unsäglich, und die Veränderung, welche diese Krankheit in seinem Aeußern zurückließ, war wohl das erste Anzeichen, daß sein Organismus der Zerstörung verfallen sei. Seine Gesichtszüge waren entstellt, das Roth seiner Wangen für immer verbleicht, nur das große schöne Auge blitzte noch so kühn wie sonst die Gedanken aus, welche unter seiner hohen edlen Stirne gigantisch rangen.

Als die Krankheit etwas überwunden, war die Zeit da, daß er sich bei der Regierung wegen Wiederantrittes seines Dienstes melden sollte. Schon vor seiner Erkrankung hatte er sich indessen mit dem

Gedanken beschäftigt, mit dem Manuscript seines Hannibal nach Frankfurt zu Kettembeil zu reisen. In dieser Absicht legte er unterm 7. September der Regierung ein Gesuch um Verlängerung seines Urlaubes und Erlaubniß einer Reise vor. Zwei Tage darauf erhielt er eine abschlägige Antwort und die Weisung: „binnen einer Woche seine Erklärung abzugeben, ob er auf seinem früheren Entschlusse: den Dienst zu quittiren beharre, oder nicht."

Grabbe, noch kaum völlig genesen, war durch diesen Bescheid aufs äußerste bestürzt und niedergeschlagen. Wund und empfindlich an Leib und Seele, glaubte er in diesem Akt der Regierung, an welchem der Fürst keinen Antheil hatte, ein planmäßiges Verfahren zu sehen, ihn aus dem Amte zu drängen, das er jetzt, durch körperliche Leiden gebeugt, und mehr als je an die Zukunft denkend, höher anschlug und schon deshalb nicht so leicht aufgeben wollte, weil er der Intrigue weichen zu müssen wähnte. Sein Argwohn war diesmal vielleicht weniger grundlos, als sonst, — nicht blos die Combination aller vorhergegangenen Verhältnisse zu dem jetzigen, sondern auch die Art, in welcher man sich gegen ihn benahm, mußte wohl seinen Argwohn zur Ueberzeugung verstärken. Männlich rang er nun, während der ihm gesetzten Frist, mit seinen Sympathieen, mit seinem Temperament, einen schweren Kampf, aus welchem der Entschluß hervorging, die Last zu tragen, welche

GA 14. 1838

das Schicksal ihm aufgebürdet, und das Amt wieder anzutreten; ein edler Stolz, nicht bloß kleinlicher Eigensinn, wie sonst oft, trieb ihn, seinen Feinden den Triumph nicht zu gönnen, sondern vielmehr seine liebsten Wünsche aufzuopfern.

Heiter trat er am 14. September zu seiner Gattin in's Zimmer und sprach zu ihr: „Hilf mir, mich ankleiden, L.! — Ich will, bevor ich bei der Regierung mit meiner Erklärung einkomme, doch erst mit dem Regierungsrath reden. Ich denke: er läßt mir Zeit bis Michaelis. Den ersten Oktober will ich dann wieder eintreten!"

Er begab sich nun zu dem Regierungsrath, welcher in Militärgerichtssachen Referent war, und nahte sich ihm mit den Worten: „Herr Regierungsrath, ich muß denn doch wohl meinen Abschied haben?" Die Gewohnheit, meist gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was er dachte und empfand, eine Gewohnheit, die jedermann, der ihm näher stand, selbst aus der geselligen Unterhaltung kannte, war diesem seltsamen Charakter so völlig zur andern Natur geworden, daß er auch jetzt im entscheidenden Augenblick, nichts anders als Widerspruch und Gegenvorstellungen erwartete. Zudem fand er unbewußt in dieser Weise die einzige Vermittlung zwischen seiner frühern, im Unmuth gegebenen Erklärung und jener widersprechenden, die er jetzt abzugeben beschlossen hatte.

Wider alles Erwarten aber entgegnete ihm der Regierungsrath: „das sei ihm gar nicht zu verdenken, „er habe Recht; ein Mann wie er könne mit der „Schriftstellerei mehr erwerben, und es sei erfreulich, „wenn er bei seinen Talenten, nun mit erneuerter, „ungestörter Thätigkeit dem Vaterlande durch jene „Ehre mache."

Zu stolz, diese irrige Ansicht des Regierungsraths von seinem Entschlusse zu berichtigen, blieb er in den wenigen Worten, die er noch sprach, dem Sinn seiner Anrede getreu, nahm seinen Hut, empfahl sich kurzab, und kam tief bewegt, nach Hause. Leichenblaß wie er wurde seine Frau, als sie seine ernsten Züge gewahrte. Da sprach er erschüttert zu ihr: „Ach, L. ich habe einen entscheidenden Schritt gethan. Komm! Laß uns weg von hier. Es wird alles gut gehen. Hab' nur Vertrauen!"

Seine Frau gab indeß nicht, wie er, schon alle Hoffnung auf; je mehr sie sich den Vorfall überlegte, so ruhiger wurde sie und suchte auch ihn zu beruhigen. Denn wie sollte aus jener mündlichen Unterhalhaltung, die doch keineswegs einen officiellen Charakter trug, für Grabbe's ganze Existenz ein Nachtheil entstehen, da überdieß dem Referenten jene Eigenheit Grabbe's sowohl durch den Geschäftsverkehr als durch gesellschaftliche Unterhaltung hinlänglich bekannt geworden?

GA 14. 1838

Zwei Tage darauf erhielt Grabbe ein Regierungsrescript, wörtlich lautend, wie folgt:

„Auf die am 14. d. M. vom Auditeur Grabbe „ad rescriptum vom 9. d. M. abgegebene Erklärung bleibt demselben unverhalten, daß „solche als Entlassungs-Gesuch angenommen sei, und Serenissimus nunmehr die erklärte „Niederlegung des bisher bekleideten Postens als „Auditeur in Gnaden bewilligen. Dabei ist demselben der Bezug der etatsmäßigen Gage bis „zum Ablauf dieses Jahres, so wie die „Beibehaltung des Titels und Rangs als „Auditeur gnädigst zugestanden ꝛc."

Grabbe stand wie entgeistet, vernichtet. — Als er wieder zur Besinnung kam, und das Loos, das ihm gefallen, in dessen voller Schwere wog, tobte er in entfesselter unbändiger Leidenschaft gegen sich selbst, als gegen seinen eigenen erbittertsten Feind. Fort aus Detmold! Jeder Blick verletzte ihn, denn jeden glaubte er forschend und spottend, oder bemitleidend auf sich gerichtet! Fort! Fort nach Frankfurt. Dort hoffte er Zerstreuung, Betäubung.

Ein, wie die Folge auswies, gutgemeinter und durch Verhältnisse für ihn durchaus nothwendiger Vorschlag, den er leider falsch verstand, trieb ihn auf's Aeußerste. Man stellte ihm nämlich vor, es sei nach dem bereits erlittenen Verluste nun seine Pflicht, wenigstens das Vermögen seiner Gattin durch Aus-

schließung der ehelichen Gütergemeinschaft zu sichern; überdieß werde er dadurch nicht bloß ihr, sondern auch sein eigenes Interesse wahren, da ihm dadurch mit ihr zugleich die Nutznießung ihres Vermögens und dessen Heimfall nach ihrem Tode bliebe. Allein immerwährend krank, durch jenen Schlag des Schicksals gebeugt, und gegen jedermann mißtrauisch gemacht, hing er starr an dem Wahne, seine Gattin habe kein Vertrauen mehr zu ihm und gebe ihn auf, und so sah er in jenem Vorschlag eine Beleidigung, eine Verfolgung. In dieser unseligen Verblendung, in dieser fürchterlichen Stimmung, in der Heimath allenthalben nur Feinde sehend, und in deren Zahl selbst die Gattin, die ihm mit blutendem Herzen nachblickte, verließ er Detmold am 4. Oktober 1834 und trat seine Reise nach Frankfurt an. Ich glaubte es seinem Andenken und der Ehre seiner Wittwe schuldig zu sein, diesen delikaten Punkt nicht mit Stillschweigen zu übergehen, sondern von diesem traurigen Mißverständniß hier jede Hülle zu lösen. Denn nicht bloß war sein Leben von jenem Wendepunkte an von niemand richtig gewürdigt worden, nicht bloß häufte man von da an jede Schmach auf seinen Charakter, — auch der Ruf seiner Gattin litt von da an durch die Verfolgung des Leumunds.

GA 14.1838

VI.

Grabbe's Leben von seinem Aufenthalte in Frankfurt an, war eine Maske, um sein Unglück zu verbergen, eine Maske, die er vielleicht nur drei Freunden lüftete. Er wollte lieber zügellos, wüst, frivol scheinen, lieber von der sogenannten guten Gesellschaft gemieden sein, als sein Unglück preisgeben und sich bedauern lassen. Die Sorge um seine zukünftige Existenz peinigte ihn in jedem Augenblick, aber er sprach nicht davon. Er bemühte sich stets, wenn er Kummer oder Aerger hatte, den wahren Grund desselben zu verbergen und um den Verdruß, den er nicht verbergen konnte, auszusprechen, bürdete er ihn einem unschuldigen Gegenstande auf. Diese krankhafte Eigenheit entsprang durchaus nicht aus Bösartigkeit, sondern aus Scham. Er wollte nie und nirgends als schwach erscheinen, eben weil er vielleicht manchmal seine Schwäche fühlte; — der beste Beweis für meine Behauptung ist wohl, daß es ihm, wenn er bei guter Laune war, ein besonderes Vergnügen gewährte, sich auf seine Stärke was zu gute zu thun; — „ja, ich bin hart" — „ich bin einer!" — „ja, das glaube man nur." In Momenten

wann er mild und weich war, wie ein Kind, fiel er weinend mir um den Hals und rief: „Ich bin nicht so arg, D.!, als ich verschrieen werde ....“ Und gleich darauf wild, stolz und trotzig: „Ich will nichts von den Menschen. Sie sollen mich ....“

Jene Scham veranlaßte ihn, selbst in unbedeutenden Kleinigkeiten sich anders zu stellen, als er dachte und fühlte.

Daraus erklärte es sich auch, weßhalb er, nachdem er den Dienst quittirt, — in Frankfurt eine gewisse Eitelkeit auf seinen Rang, ja sogar auf seine Uniform affectirte, wie er mir denn eines Tages sagte: „Alles mag ich leiden, nur sollen mir die Leute den Titel nicht abschneiden. Ich heiße Grabbe, damit Punktum. Aber auf der Adresse lassen Sie mir den Auditeur nicht weg, ich will den Doctor auf der Ihrigen auch respectiren.“

Ich wußte damals nicht, daß er seinen Dienst aufgegeben. Er aber setzte ohne Zweifel voraus, daß dies bekannt geworden sei, und daß man glauben könne, er habe auf denselben verzichten müssen. Daß diese Voraussetzung richtig ist und daß ihm jene kleinliche Eitelkeit im Grunde des Herzens fremd war, beweist wohl der Umstand am besten, daß er sich während seiner ganzen Dienstzeit in Detmold nur sechsmal öffentlich in Uniform gezeigt hatte, fünfmal am Geburtstage des Fürsten auf der Wachtpa-

GA 14. 1838

rade, wozu man ihn eingeladen, und einmal bei der Beerdigung eines Officiers.

Grabbe fühlte seine Isolirtheit, aber stolz blieb er in seiner Stellung. Wer ihn nicht von Jugend auf kannte, und nicht wußte, daß er siechte, mußte über ihn getäuscht werden. Abgesehen davon, gab er zu schiefen Urtheilen über sich auch oft dadurch Anlaß, daß er seiner Ironie, die allmälig bis zur Menschenverachtung emporwucherte, freien Spielraum gönnte. Kamen nun Unberufene mit Neugier an den stolzen, in sich abgeschlossenen Timon, so gewährte es ihm oft einzig Behagen, sie zu mystificiren. So kam es, daß die Meisten in ihm nur einen Sonderling sahen und sich an den Ecken und Kanten, an den phantastischen Auswüchsen seiner Aeußerlichkeit Genüge sein ließen. Man las mit deutschem Philisterbehagen sorgfältig wie Perlen, die Schlacken auf, die er im Unmuth oder im Uebermuth von sich schüttelte, man trug sie fort und zeigte sie daheim den Herrn Gevattern; als seltsame Mondsteine wanderten sie von einem Neugierigen zum andern, jeder gab seine Glosse dazu und aus diesen Glossen conglomerirte sich am Ende ein Text, dessen Thema: Grabbe hieß. Man malte nach eigener Phantasie das Bild eines zu Grunde gegangenen Genie's, wie es nur bei uns Deutschen als eigene Species zu finden ist, und schrieb „Grabbe" darunter; es war ein willkür-

licher Typus, doch nichts weniger, als ein Porträt; das Genie, das nach dem „Don Juan und Faust" die „Hohenstaufen" nach dem „Napoleon" den „Hannibal" schaffen konnte, war es wohl ein zerfallendes, und nicht vielmehr ein mit immer gewaltigerem Anlauf nach dem Höheren und Höchsten ringendes? — Nichts war natürlicher, als daß, nachdem einmal eine öffentliche Meinung von solcher Art über Grabbe sich festbegründet und petrificirt hatte, nachgerade sich dem Dichter gegenüber auch jener Pli vornehmen Bedauerns einstellte, welcher wohl keinem Philisterthum so eigenthümlich ist, als dem deutschen; Leute, welche Grabbe's königlichem Genius nicht bis an die Kniee reichten, beleidigten diesen durch Versuche ihn zu entschuldigen. Konnte Grabbe dies ertragen? dieser Hamlet die fadenscheinigen Weisheitslehren eines Polonius? Mußte ihm der Rath, sich in die Convenienzen der Bretterwelt und der Weltkomödie zu fügen, nicht sehr abgeschmackt vorkommen? Grade dies vornehme Mitleid machte die Kluft zwischen Grabbe und seinen Zeitgenossen unausfüllbar.

Grabbe brachte den „Hannibal" bereits vollendet nach Frankfurt, obwohl er jedermann versicherte, er schreibe noch daran. Was er dort daran arbeitete, waren blos größere oder geringere Veränderungen. Er ruhte nicht, bis er die Form, so brüchig und rissig auch sie scheine, zu jener epi-

GA 14. 1838

grammatischen Schwertschneidigkeit zurechtgehämmert, welche stets mitten in das Herz trifft.

Als eine Probe seiner ersten Bearbeitung des Hannibal kann die Scene vor Rom gelten, welche er mir damals für den Phönix überließ, und welche in N° 3 dieser Zeitschrift (1835) abgedruckt ist; eine Vergleichung derselben mit der späteren Umarbeitung in Düsseldorf („Vollendung" nannte Grabbe sie in der Widmung des Hannibal an Immermann.) — Seite 32—38 zeigt, welche Sorgfalt er auf jene kleinen Details verwendete, aus denen recht eigentlich die strenge Individualität eines Kunstwerks zur Anschauung gebracht wird. In noch viel höherem Grade wendete Grabbe diese Sorgfalt bei der Hermannsschlacht an; ein Vergleich seiner letzten in Detmold, leider nur theilweise zu Stande gekommenen Umarbeitung, in welcher sie jetzt der Oeffentlichkeit übergeben ist, mit vier früher im Phönix (N° 294, 1836 und N° 1, 1837) gedruckten Bruchstücken der ersten Bearbeitung (in Düsseldorf) welche ich der gütigen Mittheilung des Herrn Dr. Hub verdanke, bietet Allen, welche der Gedankenprozeß eines Genius von so colossalen Dimensionen interessirt, Aufschluß und Belehrung.

Grabbe fühlte sich in Frankfurt sehr unbehaglich, der nächste Grund davon war, wie ich aus einzelnen Andeutungen erkannte, wohl kein anderer, als die bereits früher erwähnte Lösung seiner Verhältnisse

zur Hermann'schen Buchhandlung. — In dem wohlgeordneten, soliden Frankfurt, mit seiner lebensfrohen eleganten, fashionablen Physiognomie, konnte Grabbe mit seinem Stolz auf Schätze, die keine klingenden Zinsen tragen, mit seinem Unglück, mit seinem Kränkeln, sich nicht zurechtfinden. Er stand sehr einsam und isolirt in dem Centralplatz des deutschen materiellen Verkehrs, fast ohne alle andere Gesellschaft als die meinige, von Tag zu Tag einsylbiger und mißmuthiger.

Er bewohnte in Frankfurt in der großen Bockenheimergasse ein drei Treppen hohes, einfaches, fast dürftig möblirtes Stübchen. Dort lebte er, fortwährend kränkelnd, in seiner alten Weise fort. Da er des Nachts den Schlaf entbehrte, so holte er diesen des Nachmittags ein. Er schlief meist bei unverschlossener Thür und hatte dann die Unvorsichtigkeit, auch sein Geld nicht gehörig zu verwahren, es rollte in den offenen Schubladen seiner Commode, wie auf Tischen und Stühlen umher. Des Morgens arbeitete er; seine hauptsächliche Beschäftigung bestand darin, die Quellen zum Hannibal, besonders den Livius und Plutarch nachzulesen. Die Umarbeitung des Hannibal, davon einzelne Bogen allenthalben in seiner Stube herumlagen, machte ihm große Freude und nahm seine Begeisterung so völlig in Anspruch, als schaffe er an einem neuen Werke; in der Regel zeigte er mir die umgearbeiteten Bruchstücke als neue Fortschritte, daher

GA 14. 1838

auch ich nicht anders glaubte, als daß er den Hannibal erst in Frankfurt zu schreiben begonnen. Des Vormittags um 10 oder 11 Uhr ging er meist in den Schwan, und trank dort einen oder zwei Schoppen Rheinwein. Er aß sehr wenig, manchen Tag gar nichts; sein geschwächter Magen vertrug nur wenig von Speisen. Des Mittags um 12 oder 1 Uhr legte er sich völlig angezogen, wie er war (er litt damals an einem immerwährenden Frösteln) zu Bette und hüllte sich in Kissen, Decken und Plümeaux. Ich besuchte ihn gewöhnlich um zwei, drei Uhr; seltener kam er zu mir, weil ich damals in einem alterthümlichen hohen Gebäude hinter dem Römer, zwei Treppen hoch wohnte, die ihm zu steigen sehr beschwerlich waren, da er an den Nachwehen einer Fußwunde, die er einst im Duell davon getragen, litt. Zu unserm Beisammensein waren stets folgende Requisite nöthig: Kaffe oder, noch besser, eine Flasche Rüdesheimer, Cigarren, Licht und Manuscript. Zu verhüten, daß die beiden letzteren in Wechselwirkung kamen, war meine Sorge, denn er nahm zu Fidibus, was er gerade von Papier fand, und seine Brouillons hatten so viel weißen Rand, daß er im Eifer unbedenklich davon abriß, um seine Cigarre in Brand zu erhalten. Jedesmal, bevor er zu lesen begann, bat er mich, zu tadeln, was meiner Ansicht widerstrebendes ich fände. Diese Aufforderung war keine Affectation, diese Bescheidenheit keine spanische Wand für

Eitelkeit. Denn bloßes Zustimmen haßte er in den Tod; nur im Widerspruch, im Austausch wurde er behaglich. — Er trug sich damals viel mit Ideen, die dramatische Sprache durch Einführung eines lebendigen Rythmus, statt des starren, todten Metrums auf ein — nach seiner Ansicht ursprünglich vorhandenes, doch allmälig verwischtes Gesetz zurückzuleiten; später kam er davon wieder ab und substituirte durchgängig dem Metrum jene unnachahmliche Lapidarprosa, die seinen marmornen Charakteren bis ins Herz eingehauen scheint; in der ersten Bearbeitung des Hannibal waren viele Stellen noch im freien Hendecasyllabus geschrieben.

Das Frankfurter Theater, damals noch unter Grüners Leitung, das wir zuweilen besuchten, bot ihm, wie mir, reichlich Anlaß zu Verdruß. Das erste Kapitel seiner Broschüre über das Düsseldorfer Theater enthält deutliche Spuren seines Zornes.

Der elende Zustand des Frankfurter Theaters brachte uns auf den des deutschen Bühnenwesens im Allgemeinen. Er spie davor aus. Sollte Grabbe, der geistige Reiche zu verschenken hatte, bei der Bornirtheit irgend eines von jenen armen Kammerherrn betteln, denen man in Deutschland zu dem goldnen Schlüssel noch den verrosteten eisernen eines Hoftheaters gibt? Konnte er hoffen, daß die deutschen Schauspieler, wie sie jetzt sind, deren geringster sich, ein Künstler zu sein, überzeugt hält, von der Höhe

GA 14. 1838

ihrer Declamation sich gnädig herabbemühen würden, um Menschen darzustellen, geschweige Menschheitsideen zu verkörpern? Man stellte diesem Adler Grabbe den Maschinenmeister als Vogelscheuche hin. Freilich ein Maschinenmeister kann wohl feuerspeiende Berge fabriciren, aber das Eis eines deutschen Publicums und den Pfuhl des deutschen Bühnenwesens nicht in Lava verwandeln. Grabbe war der Bühne keineswegs so unerreichbar, als man ihn machen wollte, aber unbequem war er ihr; deßhalb stellte sich die Bühne prüde, wie eine alte Betschwester gegen ihn; da schien es ihm unwürdig, ihr, wie einer edlen, hohen Jungfrau, als Ritter zu dienen. Und doch gab er die Hoffnung auf eine Regeneration des deutschen Bühnenwesens nicht auf; es war ein Lieblingsgedanke von ihm, für dasselbe in Zukunft zu wirken, — wenn er sich auch auf die Kluft etwas zu gute that, die er aus freien Stücken zwischen sich und der Bühne aufgerissen.

Er hoffte, wie ich, daß diese nur durch das Lustspiel regenerirt werden könne, — schon aus dem Grunde, weil bis jetzt noch gar kein deutsches Lustspiel existirt. Sich selbst traute er mehr Kraft für das Lustspiel, als für die Tragödie zu, obwohl ich, so meinte er, „aus seiner Teufelskomödie", auf die er übrigens, wie auf den Gothland große Stücke hielt, „keinen Schluß ziehen solle." „Wir beiden sollten es einmal versuchen, und zusammen Lustspiele schreiben,

nicht im genre der Franzosen, sondern wie Beaumout und Fletcher; es müßte aristophanische werden, aber durchaus ausführbare, um endlich doch zu wirken." Er äußerte sich damals oft, er wolle nach Vollendung des Hannibal gar keine Trauerspiele mehr, sondern bloß Komödien schreiben. Den Eulenspiegel zu behandeln und darin alle faulen Flecke unsrer Uebercultur auszubrennen, alle unnatürlichen Laster unsrer sogenannten feinen Geselligkeit blutrünstig zu geißeln, hegte er schon damals die Absicht, wie später in Düsseldorf, von wo aus er mir unterm 21. April 1836 schrieb: „Nun mein liebes Ich. Es fragt zuerst, wie geht's Ihnen? Dann sagt's: Meine Hermannsschlacht ist fertig und der Eulenspiegel folgt als komisches Nachspiel." Er fragte in Frankfurt und später in Düsseldorf eifrig nach einem alten Exemplar des Volksbuches. In der letzten Zeit seines Lebens acquirirte er ein solches und vergnügte sich daran noch auf dem Krankenlager.

Eines Tages suchte mich Grabbe in meiner Wohnung auf. Da ich mich außer Hause befand, schrieb er mir seinen Namen auf ein Zettelchen und hinterließ die Bitte, mir zu bestellen: Ich möchte doch sobald ich könne, zu ihm kommen. Es war, als mir dies ausgerichtet wurde, zu spät, um seinen Wunsch noch am selben Abend zu erfüllen. Am andern Morgen ging ich denn hin. „Sie waren gestern gewiß auf der Maintrauer" rief er mir entgegen, (er hielt

GA 14. 1838

diese Namenstravestie consequent fest, so oft er von der Mainlust sprach,) — „es ist auch besser, daß wir hier bei mir sind; lieber D. ich habe Ihnen etwas zu vertrauen." Er faßte meine Hand und sah verstummend, verlegen um sich, während sein Oberkörper, wie er es oft that, krankhaft sich hin und her schob; — „aber, D." — fuhr er fort, „sagen Sie niemand etwas davon! bitte schön. Keinem Menschen."

Nun zog er einen zerknitterten Brief aus der Tasche, zeigte ihn mir und sprach leise, sich selber durch kleine Pausen unterbrechend: „Ich will fort, D.! — Ich halte es in Frankfurt nicht mehr aus. Ich gehe nach Düsseldorf. O ich freue mich so sehr auf den Rhein"

„Was?" rief ich erstaunt, seine beiden Hände festhaltend. „Sagen Sie es keinem Menschen eher, als bis ich fort bin" sprach er weiter, — „ich habe hier keine Schulden, o nein! Das glaube man nur nicht! 's ist nicht deshalb. Die Luft drückt mich, ich gehe nach Düsseldorf. — Da sehen Sie! — Zu Immermann! Immermann hat mir geschrieben, mich zu sich eingeladen."

Und nun erzählte er mir viel von Immermann, (es freute ihn, daß dieser im „Reisejournale" seiner gedacht hatte;) und wie er in Düsseldorf ein ganz anderes schöneres Leben beginnen wolle. Dabei hielt er mir den Brief Immermanns stets hin, als wolle

er ihn mir zum Lesen geben und hielt ihn doch, wie ein Kleinod fest; als ich das zerknitterte, zerrissene Papier zufällig länger ansah, schob er es mit ängstlicher Hast wieder in die Tasche, lachte plötzlich laut auf, fiel mir um den Hals und sprach: „Also: auf Wiedersehen! Ach was! Kommen Sie mit! Ich schreib' Ihnen, sobald ich kann. Ich muß nur Ruhe haben; ich schreib' Ihnen gewiß."

Wir klangen mit Rüdesheimer an: „Auf Wiedersehen!" — „Auf eine frohe, heitre Zukunft!"

Ich sah ihn nicht wieder! — —

Immermann empfing ihn freundlich, miethete ihm ein Logis und — gab ihm Rollen zum Abschreiben. Grabbe fühlte sich hiemit für den Augenblick ganz zufriedengestellt und seine Dankbarkeit für die Gefälligkeit Immermanns, welcher ihm bei Schreiner die Herausgabe des Hannibal und des Aschenbrödels vermittelte, kannte keine Grenzen. In Immermanns seelenvollen blauen Augen schien ihm Freundschafts- und Friedensbürgschaft zu liegen. Dieser holde Wahn währte geraume Zeit; ich bin weit entfernt annehmen zu wollen, daß Immermann Grabbe'n täuschte, daß aber letzterer sich selbst täuschte, und mit der Zeit seine Enttäuschung aufs schmerzlichste empfand, steht außer allem Zweifel.

GA 14.1838

Das Theater, welches Immermann leitete, regte Grabbe's Interesse im hohen Grade an. Er besuchte es regelmäßig; die Darstellungen versetzten seinen krankhaften, der Auflösung verfallenen Organismus oft in galvanische Zuckungen, welche er vor dem Publikum zu verbergen nicht besorgt war. Ein falscher Accent aus dem Munde eines Schauspielers, eine triviale Melodie, eine ungraziöse Wendung einer Sängerin, maschinenartiger Vortrag eines klassischen Musikstückes konnten ihn bis zur Wuth reizen, oder vermochten ihn, das Parterre zu verlassen, in welchem ihn stets eine Menge junger Leute umgab, die sich Mücken gleich an ihn drängten; doch immer wieder schlich er ganz stille wieder in den Saal, und wenn das ächte Schöne in voller Glorie ihm aufging, verhielt er seine Thränen nicht, und jauchzte eben so laut, als er seine Entrüstung über Albernheiten, Mißgriffe und Unschicklichkeiten zu erkennen gab.

Immermann's Streben war, das Düsseldorfer Theater zu einer Musterbühne für ganz Deutschland zu machen; dieses Streben, welches er mit eiserner Consequenz durchführte, wurde vom Glücke bestens begünstigt, er gewann einige ausgezeichnete Talente, von denen die Künstlerpaare Versing, Schenk und W. Reußler angeführt werden sollen, — die Basis, auf welcher Immermann ein hohes und edles Gebäude errichten konnte, zumal da er die Gabe der scharfen Beobachtung und Menschenkenntniß genug besaß, um

jüngere Talente aufzufinden, welche er dann nach plastisch ausgeprägten, typischen Normen ausbildete. Sein dichterischer Ruf mußte wohl dem unter seiner Leitung stehenden Personale als hinreichende Autorität gelten, sein eminentes Vorlesertalent*) diente ihm, den Darstellungen von vornhinein einen bestimmten Charakter festzusetzen, und das Imposante seiner Persönlichkeit, welches keinen Widerspruch aufkommen ließ, trug das Letzte bei, daß den Darstellungen das Siegel der Vollendung aufgedrückt scheinen mußte. Nichts blieb also dem Schöpfer der Musterbühne zu wünschen übrig, als ein zwischen ihm und dem Düsseldorfer nicht bloß, sondern auch dem größeren deutschen Publikum vermittelndes Organ, und ein solches glaubte er in Grabbe gefunden zu haben.

Mit Begeisterung gab Grabbe sich an's Werk und lieferte jene trefflichen Kritiken, welche zuerst in der damals von Dr. Mart. Runkel**) herausgegebenen Zeitschrift: „Hermann" und später gesammelt als Büchlein „über das Düsseldorfer Theater" (bei Schreiner) erschienen. In diesem schwärmerischen Interesse, an welchem die unbedingte Verehrung für

---

*) Mehre Mitglieder des damaligen Personales schilderten mir besonders Immermanns Vorlesung der Lessing'schen Emilia Galotti, und hauptsächlich der Parthie Marinellis als vollender meisterhaft und versicherten, nie einen ähnlichen Eindruck empfangen zu haben.

**) Jetzigem Redakteur der Elberfelder Zeitung.

GA 14. 1838

Immermann, die jede edle Herzenssaite Grabbe's anspannte, keinen geringen Antheil hatte, übersah Grabbe, daß Immermann bei seiner Radikalreform das wichtigste Vehikel vergessen hatte: das Leben, daß Immermann sich bloß auf musterhafte Darstellungen beschränkte, statt der dramatischen Productivität freies Feld einzuräumen, und einen Impuls zu geben, was damals ihm wie vielleicht keinem in Deutschland erreichbar war, denn hatte er nicht Grabbe? In Düsseldorf gab es für Grabbe zum ersten- und letztenmale die Möglichkeit einer fruchtbringenden Versöhnung seines gigantischen Talentes mit der Bühne, — freilich nicht auf dem Wege des Rollenausschreibens!

Es war eine Marotte von Grabbe's Seite, um diese Beschäftigung zu bitten, aber es war Immermanns unwürdig diese Bitte zu gewähren. Immermann mußte, wenn er in seiner Stellung nicht dem Egoismus des Intendanten folgen, sondern die Ehre verdienen wollte, welche Grabbe ihm durch Widmung des Hannibal erwies, seinen Einfluß auf Grabbe zu dessen Besten benutzen, mußte dessen Stücke bühnengerecht zu machen versuchen, und ihm Honorar dafür geben. Wie? sollte sich Grabbe's Heinrich VI. nicht ebensoleicht darstellen lassen, als Immermann's Alexis und Hofer, nicht größere Wirkung machen, als Tieck's Blaubart? Grabbe's Vertrauen durch die That zu erwiedern, war für Immermann

nicht mehr als Pflicht. Hätte Immermann, statt Grabbe'n blos eine meisterhafte Freundschaftlichkeit zu gönnen, und seine Lobeserhebungen in öffentlichen Blättern einzustreichen, Grabbe's Talent an die Interessen des Düsseldorfer Theaters zu fesseln verstanden, oder — Lust gehabt, so würde Grabbe's, Productivität, eingeimpft der Immermann'schen Bühnenschöpfung, diese erhalten und den Anstoß zu einer Bewegung im Gebiet der dramatischen Kunst gegeben haben, der wir noch immer sehnsüchtig entgegen harren. Leider war der physisch kranke, die Keime des Todes in sich tragende Grabbe zu dem durch Kraft und Gesundheit imponirenden Immermann gekommen. Dieser leidende Zustand seiner Körperlichkeit erklärt zugleich alle Widersprüche seines Benehmens in der letzten Lebensepoche gegen den schroffen Trotz, der ihn in seiner früheren charakterisirte.

Grabbe's Gluth erwärmte Immermann nicht. Grabbe wurde stutzig, zog sich allmälig zurück und suchte nun die Einsamkeit, in welcher er freilich vor der Zudringlichkeit junger Leute, die ihm den ganzen Tag auf dem Halse lagen, nicht Ruhe fand.

Er wohnte in der Ritterstraße, sehr abgelegen, nicht brillant, aber anständig und beschäftigte sich nun fast ausschließend mit der Dichtung seiner Hermannsschlacht." Des Nachmittags, wenn er aus dem Bette kam, ließ er sich in ein Weinhaus in der Rheinstraße führen, dessen Wirth, durch seine nicht ganz ge-

GA 14.1838

wöhnliche Bildung ihn anzog. Dort traf er auch meistens mit dem genialen Componisten, Norbert Burgmüller zusammen, welchen er sehr lieb hatte, und dem er einen Operntext: der Cid schrieb. Beide haben sich geistig ganz ausgekostet; schweigend sich verstehend, saßen beide sich im „Drachenfels", — so hieß jenes Weinhaus, oft stundenlang bei einem Glase leichten Moslers gegenüber, jeder aus seiner Gedankenwelt heraus dem andern die Bruderhand reichend.

Vertraut bekannt war er auch mit Dr. Mart. Runkel, der ihm sehr viele Zeit widmete und sich nach Kräften um ihn verdient machte. Schriftlich aber hatte er den meisten Verkehr mit seinem Verleger, dem Buchhändler Schreiner; fast kein Tag verging, ohne daß er ihm einige freundschaftliche Zeilen aus seiner Einsiedelei zusandte, und bis zu den letzten Wochen seines Aufenthaltes in Düsseldorf bewies er ihm die größte Achtung, wie er sie früher Immermann gezollt hatte, ja selbst Vertrauen und Nachgiebigkeit bei allen von Schreiner ausgegangenen Rathschlägen, denn er hatte sich von dessen aufrichtiger Theilnahme überzeugt, und sein sonst so leicht erregbarer Argwohn tauchte gegen Schreiner nie auf.

Mit großem Interesse verfolgte er die neueste, auch die periodische Literatur Deutschlands. So z. B. indignirte ihn Bettina's Briefwechsel; diese Entrüstung goß er in eine Kritik, welche er mir mit folgenden Zeilen schickte:

„Hochgeehrtester Freund!"

„Anbei liegt eine Kritik über Bettina. Sie war „schon zur Zeit des Erscheinens der Briefwechselei „fertig, blieb aber, da ich durch genug andere Sachen „zerstreut wurde, unbenutzt. Herr Hartenfels, „welcher zufällig das Concept bei mir sah, freute „sich darüber und meinte, auch jetzt noch könne das „Ding Wirkung machen, besonders da Göthe auch „noch nach seinem Tode überall, und Bettina bei „ihrem Leben wenigstens in Frankfurt lebe. Urtheilen Sie und nehmen Sie's im Phönix auf, doch „ohne meinen oder einen andern Namen. So wie „die Sache jetzt ausgearbeitet ist, hat der Hartenfels mehr Theil daran, als ich. Weder er, noch „ich, wünschen, mit Göthe's Jüngern eher anzubinden, als bis ihre Visire von ihren Dummheiten „gehörig eingerostet und mürbe gemacht sind.*) Ein

*) Man vergleiche hiermit folgende Stellen eines von E. Willkomm in dessen Skizze über Grabbe mitgetheilten Briefes Gs:

„Auch Schiller anbei mit Dank zurück. Ich las ihn bei Nacht, vielleicht zum tausendsten Mal. Er ist doch besser als Göthe, und seine Flecken sind unvermeidliche, ehrliche, nicht mit einem nassen Borstwisch dem Leser in's Gesicht geschleudert." — „Was ist das für ein Gewäsch über den Faust! Alles erbärmlich. Gebt mir jedes Jahr 3000 Thaler und ich will Euch in drei Jahren einen Faust schreiben, daß ihr die Pestilenz kriegt. Mein Faust und Don Juan ist nur 'ne dumme Vorarbeit. Das Beste ist noch die Marionetten-Comödie: Einfach, lustig, ohne Afferei ꝛc."

GA 14.1838

„kleines Honorar wäre dem H. Hartenfels, er thue, „wie er wolle, auch lieb. Sprechen Sie mit Herrn „Sauerländer darüber, welchem ich gern einige Ge„fälligkeiten mit Correspondenzen, ja mit Novellen „wieder erzeige ꝛc.“

Leider war die fragliche Recension, aus welcher Grabbe's Aerger über alles, was Götzendienst hieß, in jeder Zeile hervorblitzte, aus Schicklichkeitsgründen nicht zu veröffentlichen, der treffliche Kanzleirath Fiedler, welcher damals das fatale Amt eines Censors mit eben so viel Takt, als Humanität verwaltete, würde sich genöthigt gefunden haben, an dem Aufsatz gerade das Charakteristische zu unterdrücken.

Die Summe seines Lebens aber, jahrelanger Schmerz, Krankheit, Unglück und Dürftigkeit, Zukunftshoffnungen gingen ihm auf in seiner heiligen Begeisterung für die Hermannsschlacht, in dieser letzten That. Schon die Vorarbeiten dazu hatten beinahe den ganzen Rest seiner körperlichen Kräfte verschlungen. „Die Studien zu diesem Nationaldrama haben mich fürchterlich erschüttert“, schreibt er selbst*), „ihrer wegen ward ich so krank, mocht's aber nicht sagen.“ Die Dichtung selbst griff ihn vollends an. Er selbst äußert sich darüber:**) „Der Hermannsschlacht unterlieg' ich fast. Wer kann das Ungeheure, jeden

*) Siehe Grabbe, von E. Willkomm. (Jahrbücher für Drama ꝛc. 1. Band. 1. u. 2. Lieferung. S. 73.)

**) Siehe ebendaselbst.

Nerv Aufregende, vollenden, ohne zu sterben? Wär' ich todt! — Im Leben ehrt man das Große und hat's nicht. Mich trösten die Sterne. Man hat sie auch nicht, so arg sie glänzen."

Grabbe's ganze Vitalität drängte sich immermehr von außen nach innen zu, und concentrirte sich, während er allmälig Stück für Stück die Exuvien der irdischen Hülle von sich streifte, blos in der Psyche, deren Zusammenhang mit der Sinnenwelt, mit Erinnerungen an die Vergangenheit und Hoffnungen auf eine Zukunft erst im Tode sich wieder äußerte. In diesem concreten, potenzirten Seelenleben, dessen nächst höhere Potenz vielleicht Wahnsinn gewesen wäre, war die Dichtkunst bei ihm Vaticinium. Man wird sich daraus seine fixen Ideen erklären können. Er bildete sich nie geschehene Dinge, als wirklich geschehene ein, und würde, wenn die Umstände es erfordert hätten, ohne weiteres, selbst vor Gericht, den Glaubenseid darauf abgelegt haben, daß sie sich ereignet hätten, daß sie zum Theil von ihm erlebt worden seien. Seine Gattin kann dies bezeugen. Anzunehmen, daß die allzuhäufige Anwendung spirituöser Reizmittel die Entstehung dieser fixen Idee veranlaßt, wäre abgeschmackt. Genaue Beobachtung zeigte, daß sie unmittelbar aus seinem schaffenden Geiste hervorgingen.

Indessen schuf er doch, so viel seine zerrütteten Körperkräfte es zuließen, eifrig an der Hermanns-

GA 14. 1838

schlacht weiter, welche er noch in Düsseldorf gedruckt zu sehen wünschte. Auch die Idee einer Tragödie: Alexander der Große fulgurirte damals in seinem Haupte. Folgende Skizzen daraus*) sind uns erhalten worden:

Alexander.

Phalangen, haltet! Hier der Hellespont!
Jenseits der Perser unermessenes Reich!

Die Phalangen.

Wonach sieht er sich um?

Alexander.

Drei blut'ge Fecke rückwärts:
Dort Marathon, da Salamis, näher noch
Platäa! Und noch ein Bergesthor, das einst
Leonidas mit seinem Blut und Namen zierte,
Die Thermopylen!
— Und die Spartaner fehlen!

Feldherrn verschiedener Völker.

Alle übrigen
Hellenen ersetzen sie mit Blut.

Alexander (deutet auf den Hellespont)

Den Faden
Durchschnitten, der da brausend Asien von
Europa trennt! Die Schiffe her! Wer aber kühn,
Der schwimmt, die Fluth zertrümmernd, durch,
Wie ich, mit Helm und Panzer!

---

*) Mitgetheilt in E. Willkomm's Skizze Grabbe's.

Macedonier.

Wird er Meergott?

Ihm nach!

* * *

Alexander.

Wenn ich Dich liebe, Thais, glaub' ich,
Es ist die Welt mit all den brennenden
Gestirnen!

Thais.

König, flammt' ich über'm Haupt
Dir doch, wie die da! Eine Flamme würd'
Der Himmel!

* * *

Alexander.

Siehst du den Ost erröthen? Der
Ist meine Braut!

Thais.

Und ich?

Alexander.

Du bist ein Schimmer
Von seiner glüh'nden Wange.

* * *

Alexander (sterbend:)

Begrabt mich königlichst!

Ein Perser.

Verlaß dich drauf!

GA 14. 1838

Alexander.

Doch meine rechte Hand hängt Ihr aus dem Sarge, weiß, nackt, wie sie ist. Sie hat die ganze Erde gefaßt, und nichts ist ihr geblieben.

Auch für den Eulenspiegel fielen manche Gedankenspäne ihm ab, die zu den originellsten Fidibus wurden, denn er hatte hauptsächlich in den 2 letzten Jahren seines Lebens die Gewohnheit, die Ideen, wie sie aus seiner Seele hervorsprangen, auf Papierschnitzel die stets im Fidibusbecher vor ihm standen, hinzuschreiben.

Burgmüller war inzwischen nach Aachen gereist und starb dort plötzlich im Bade am 7. Mai. Der Verlust des Freundes erschütterte Grabbe fürchterlich. Düsseldorf war ihm nun wie ein Grab. Ihm graute davor; er sehnte sich nach frischem Leben; seine Vergangenheit dämmerte ihm, wie eine Tradition, an die er wieder glaubte. — — „Norbert! Du wolltest wiederkommen, Du hast Dein Wort nicht gehalten! Du bist weiter gereist, als Du solltest und wolltest. Norbert, kommst Du nie wieder?" Diese wenigen Worte, in denen sein ganzes Herz lag, ließ er damals in den Düsseldorfer Fremden-Anzeiger setzen. — Die Trauer über den Tod seines Freundes verschlimmerte seine Kränklichkeit und steigerte die wiedererwachte Sehnsucht nach der Heimath. Der Engel des Friedens stand über dem Mann des Schmer-

zes hingebeugt, hauchte Versöhnung in sein wundes Herz und öffnete das lange verblendete Auge, daß es die Liebe und Treue der Gattin auch durch die Ferne, die ihn von dieser trennte, wieder erkannte. Ihr, der Einzigen auf Erden, die er noch hatte, strebte er wieder zu.

Mit den Fragmenten der Hermannsschlacht, an deren Vollendung ihn seiner immer zunehmende Kränklichkeit gehindert hatte, verließ er, als er sich wieder stärker wähnte, Düsseldorf und trat die Reise nach Detmold an. Doch unterwegs erkrankte er aufs neue fast tödtlich, und mußte zu Hagen verweilen. Am 26. Mai 1836 kam er endlich in Detmold an.

GA 14. 1838

VII.

Von der Gattin treu gepflegt, erholte sich Grabbe in Detmold bald wieder soweit, daß er die Hermannsschlacht vollenden konnte, deren Erscheinen er kaum erwarten konnte. Denn er beabsichtigte diese nationale Dichtung seinem Fürsten zu überreichen und knüpfte eine Lebenshoffnung daran; bei diesem Anlaß wollte er nämlich zugleich seinen Wunsch nach einer anderweitigen, amtlichen Anstellung aussprechen und den Fürsten bitten, daß dieser selbst über ihn entscheiden möge.

Im stillen Kreise mit rüstigem Eifer schaffend, verlebte er die ersten zwei Monate nach seiner Wiederkunft in die Vaterstadt glücklich durch Hoffnung und Liebe. Das pietistische Unwesen, welches in Detmold sehr überhand genommen, erregte seine Aufmerksamkeit und seinen Unwillen aufs lebhafteste. Er ließ folgenden Artikel in das dortige Wochenblatt setzen:

Conventikel.

„Das an sich unschuldige Wort, welches über „diesem Aufsatz steht, scheint allmälig auch bei uns

„ein bedauernswerthes zu werden, wie es das in „England schon seit 200 Jahren ist.

„Ich komme vor Kurzem in meine Lippische Hei„math zurück, freue mich ihrer grünenden Fluren „und Berge, ihrer fleißigen Bewohner und höre nun, „noch mag ich es nicht glauben, weil ich es nicht „juristisch beweisen kann, es gebe auch hier soge„nannte religiöse Conventikel oder Zusammenkünfte „unter der Hand.

„Christus predigte nicht in heimlichen Zusammen„künften; einmal war ja ein Berg die Kanzel des „Gottessohns, und die herrlichsten, wahrsten Worte „tönten von ihm nieder durch alle Welt. Religion „und Wahrheit schließen sich nicht in enge abgeschlos„sene Gesellschaften oder Casino's ein. Denn so kann „man dergleichen Conventikel recht gut in's Weltliche „übersetzen. Hoch und frei wölbt sich der Himmel, „offen liegt die Bibel vor uns, seitdem Luther sie „aufgeschlagen; laut wird ihr gewaltiger Inhalt von „allen evangelischen Kanzeln verkündigt, und Con„ventikel, meist nur von einem Leithammel geführt, „sollten das Heiligste mit Bindfaden umflechten, ein„schnüren und verderben? Und zwar meistens heim„lich?

„Thoren, welche ihr euch täuschen laßt und diese „auch staatswiderrechtlichen Conventikel besucht. Erst„lich kostet's euch gewiß Geld, zweitens kommt ihr

GA 14. 1838

„dadurch sicher auf Abwege von dem reinen Wort „Gottes, drittens wird dabei auch stets irgend ein „Krüger oder Gasthalter bereit sein, der euch voll „und eure Beutel leer macht. Dann folgen, will er „jeder Ueberspannung, die zwei Demoiselles (welche „längst hätten Madames sein können, wenn sie sich „nach vielen Erfahrungen ernstlich hätten bessern „wollen), die Liederlichkeit und die Völlerei. — „Glaubt nur, die Conventikel in dem Sinne, wie sie „hier bezeichnet sind, sind nichts als Speculationen „von Menschen, die — Was soll ich weiter sagen? „die Censur schnitte es ab.

„Detmold, den 25. Junius 1836.

„Grabbe."

Der Zorn über Mysticismus, Heuchelei und Scheinheiligkeit, diese Pest unserer socialen Zustände regte einen schon früher gefaßten Plan, die Tragödie aller Tragödien: Christus zu dichten, auf's neue an: „Er wolle," so äußerte er sich, „darin nebenbei auch zeigen, daß ein Pietist gar kein Christ sein könne." Christus sollte seine letzte Dichtung sein; nach deren Beendigung wollte er blos als Geschichtschreiber wirken. Ernst Willkomm theilt in seinem Artikel über Grabbe folgende gerettete Reliquie daraus mit:

* * *

Golgatha.

(Christus wird vom Kreuz genommen. Maria weint in die Wunden.)

Ein Israelit (kommt:)

Das Heiligste im Tempel ist zerrissen.

Maria (die Nägelmale küssend:)

So ist's!

Ein Israelit.

Die Gräber bersten.

Magdalene (tröstend:)

Gottes Sohn zieht ein,
Die Hölle zu besiegen und den Tod!

Maria.

Mir
So schmerzenvoll entrissen!

Soldat der römischen Leibwache
(zu seinem Gefährten:)

Vide: Mater dolorosa.

* * *

Mittlerweile hatte er die Hermannsschlacht vollendet. Alsobald machte er sich mit größtem Eifer und mit unermüdlicher Sorgfalt an Durchsicht, Verbesserung, Feile und theilweise Umarbeitung dieses Werkes. Leider kam er damit nicht weit, da ihn im August seine körperliche Kraft fast gänzlich verließ.

Vom zweiten September an wurde Grabbe sichtbar schwächer, doch rühmte er stets sein gutes Befinden. Er ahnte seine nahe Auflösung so wenig, wie

GA 14. 1838

irgend jemand von seiner Umgebung; ja er meinte, die letzte auf seiner Reise nach der Heimath erlittene Krankheit sei nun gehoben; er sei nur noch schwach von deren Nachwehen, im Uebrigen habe er sich noch nie so recht eigentlich wohl wie jetzt befunden. Doch die Sorge für seine künftige Existenz machte ihn sehr traurig.

Er suchte sich durch Lectüre zu zerstreuen. Gutzkow's „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" waren das letzte größere Werk, das er auf dem Sterbebette gelesen. Es interessirte ihn sehr und er freute sich, als er sah, daß auch seiner und seines Freundes Ferdinand Freiligrath darin Erwähnung geschehen sei.

Eine andere Erwähnung seiner Persönlichkeit dagegen in N° 143 der Zeitung für die elegante Welt (vom Jahr 1836) kränkte ihn namenlos; es war dies ein Brief aus Düsseldorf, worin er seine dortige Lebensweise geschildert fand. Bis zum Todeskampfe vermochte er diesen Schmerz nicht zu überwinden. Die letzte kleine Freude, welche das Erdenleben ihm darbot, war folgendes auf ihn bezügliche Distichon von Fr. Goldschmied in N° 111 der Abendzeitung vom vorigen Jahre:

„Grabbe

„Nun der unbändige Leu die Wälder alle durchbrüllet,
„Schaut, wie im grünlichen Feld spielt mit der Sonne ein Kind!"

Die Ahnung des Friedens, die ihn aus diesem Spruche anwehte, that ihm wohl.

Am 7. September trat bei ihm mitunter Geistesabwesenheit ein. Sein Arzt hielt dies Symptom für Anzeichen einer schweren Krankheit, die ihm bevorstünde; die Gattin aber, die schon an mehr als einem Sterbebette geweilt, sah schärfer, sah mit tiefstem Schmerz das nahe Ende seiner irdischen Laufbahn. Gleichwohl war Grabbe in diesem Tage ganz heiter und scherzte mit seiner Frau. Am 9. Septbr. sang er noch mit starker Stimme eine Arie aus Don Juan und stimmte ein, als seine Gattin ihm später die Marseillaise vorsingen mußte. Die Geistesabwesenheit kehrte inzwischen in immer kürzeren Intervallen und zu stets längerer Dauer wieder.

Am Morgen des 12. Septembers stellte sich der Todeskampf ein. Bei vollem Verstande sah der Dichter, das Haupt noch voll Schöpfergedanken, sich plötzlich am Ziele stehen! Um zehn Uhr neigte er die heiße Stirne an die Brust der Gattin und nahm wehmüthig, liebend, dankend Abschied von ihr für das Erdenleben. — Des Nachmittags, etwas vor drei Uhr hatte er ausgerungen.

Er war an der Magenschwindsucht gestorben, in dem Alter von 34 Jahren und 9 Monaten.

GA 14. 1838

Der Tod hatte seine frühere Gesichtsbildung gänlich wieder hergestellt. Als er auf der Bahre lag, glich er einem blühenden Jüngling von zwanzig Jahren; Friede schwebte über seiner majestätischen Stirne, auf seinen Lippen, die zu athmen schienen. Die Wittwe wand um das Haupt des todten Dichters den wohlverdienten Lorbeerkranz, in die gefalteten Hände gab sie ihm drei Centifolien, umwunden mit einer Flechte von ihrem Haare.

Sie dachte nicht anders, als daß man dem genialsten dramatischen Dichter, welchen Deutschland seit Schillers Tode geboren, von der hohen Schule, aus welcher er hervorgegangen, den Lorbeerkranz bringen werde, daß Jungfrauen sich einfinden würden, um seinen Sarg mit Blumen zu schmücken. Doch — niemand erschien! da heftete sie selbst ihm den Lorbeerkranz auf den glänzend schwarzen Sarg. Am 16. September um halb neun Uhr wurde seine irdische Hülle in Begleitung des lutherischen Geistlichen zur Ruhestätte gebracht. Einige wenige Freunde, Bekannte und Nachbarn standen um sein Grab und warfen die Schollen hinab. —

Cytisus und Centifolien, Epheu und Immergrün, von der Wittwe gepflanzt, schmücken den Hügel, unter welchem das müde Dichterherz dem großen Ostermorgen entgegenträumt.

Ferdinand Freiligrath sang, als er die Nachricht vom allzufrühen Tode unseres Freundes hörte:

Dämm'rung! — Das Lager! — Dumpf herüber schon
Vom Zelt des Feldherrn donnerte der Ton
Der abendlichen Lärmkanonen;
Dann Zapfenstreich, Querpfeifen, Trommelschlag,
Zusammenfluthend die Musik darnach
Von zweiundzwanzig Bataillonen!

Sie betete: „Nun danket alle Gott!"
Sie ließ nicht mehr zu Sturmschritt und zu Trott
Die Büchse fällen und den Zaum verhängen;
Sie rief die Krieger bittend zum Gebet,
Von den Gezelten kam sie hergeweht
Mit vollen, feierlichen Klängen.

Der Mond ging auf. Mild überlief sein Strahl
Die Leinwand rings, der nackten Schwerter Stahl
Und die Musketenpyramiden.
Ruf durch die Rotten jetzo: „Tzako ab!"
Und nun kein Laut mehr! Stille, wie im Grab —
Es war im Krieg ein tiefer Frieden.

Doch anders ging es auf des Lagers Saum
Im Weinschank her; — da flog Champagnerschaum,
Da hielt die Bowle dampfend uns gefangen;
Da um die Wette blitzten Epaulett'
Und Friedrichsd'or; da scholl's am Knöchelbrett:
„Wer hält?" und Harfenmädchen sangen.

Zuweilen nur in dieses wüsten Saals
Getöse stahl ein Ton sich des Chorals,

GA 14. 1838

Mischte der Mondschein sich dem Schein der Lichter.
Ich saß und sann – „Nun danket –" „„Qui en veut?"" "
Geklirr der Würfel — da auf einmal seh'
Aus meiner alten Heimath ich Gesichter.

„Was, Du?" — „„Wer sonst?"" — Nun Fragen hin und her.
„Wie geht's? von wannen? was denn jetzt treibt der?"
Auf hundert Fragen mußt' ich Antwort haben. —
„Wie —" „„Nun, mach' schnell! ich muß zu Schwarz und Roth!" "
„Gleich! nur ein Wort noch: Grabbe?" — „„Der ist todt
Gut' Nacht! Wir haben Freitag ihn begraben!" "

Es rieselte mir kalt durch Mark und Bein!
Sie senkten ihn vergangnen Freitag ein;
Mit Lorbeern und mit Immortellen
Den Sarg des todten Dichters schmückten sie —
Der du die hundert Tage schufst, so früh! —
Ich fühlte krampfhaft mir die Brust erschwellen.

Ich trat hinaus, ich gab der Nacht mein Haar;
Dann auf die Streu, die mir bereitet war
In einem Kriegerzelt, warf ich mich nieder.
Mein flatternd Obdach war der Winde Spiel;
Doch darum nicht floh meinen Halmenpfühl
Der Schlaf — nicht darum bebten meine Glieder.

Nein, um den Todten war's, daß ich gewacht:
Ich sah' ihn neben mir die ganze Nacht
Inmitten meiner Leinwandwände.
Erzitternd auf des Hohen prächt'ge Stirn
Legt' ich die Hand: „Du loderndes Gehirn,
So sind jetzt Asche deine Brände?

Wachtfeuer sie, an deren sprüh'nder Gluth
Der Hohenstaufen Heeresvolk geruht,
Des Corsen Volk und des Carthagers;
Jetzt mild wie Mondschein leuchtend durch die Nacht,
Und jetzo wild zu greller Brunst entfacht —
Den Lichtern ähnlich dieses Lagers!

So ist's! wie Würfelklirren und Choral,
Wie Kerzenflackern und wie Mondenstrahl
Vorhin gekämpft um diese Hütten,
So wohl in dieses mächt'gen Schädels Raum,
Du jäh Verstummter, wie ein wüster Traum
Hat sich Befeindetes bestritten.

Sey's! diesen Mantel werf' ich drüber hin!
Du warst ein Dichter! — Kennt ihr auch den Sinn
Des Wortes, ihr, die kalt ihr richtet?
Dies Haus bewohnten Don Juan und Faust;
Der Geist, der unter dieser Stirn gehaust,
Zerbrach die Form — laßt ihn! er hat gedichtet!

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt sie trug,
Wohl läßt sie hehr den durch die Zeiten brennen;
Die Tausende, die unterm Leinen hier
In Waffen ruhn — was sind sie neben dir?
Wird ihrer Einen, so wie dich, man nennen?

Doch sie verzehrt; — ich sprech' es aus mit Grau'n!
Ich habe dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingst dem Knaben du vorüber.
Nach Jahren drauf erschaut' ich dich als Mann;
Da warst du bleich, die hohe Stirne sann,
Und deine Schläfen pochten wie im Fieber.

GA 14. 1838

Und Male brennt sie; — durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammernder Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!“
Und ich entschlief zuletzt; in einem Zelt
Träumt' ich von einem eingestürzten Tempel.